OLZ

XXXVII / 10 OKTOBER 1934

M. Ibn Umail al-Tamīmīs *Kitāb al-mā' al-waraqī wa'l-arḍ an-naǧmijja.*

Von J. Ruska.

Das erste Heft von Vol. XII der Memoirs of the Asiatic Society of Bengal (Calcutta 1933, 213 S., Price 9 Rs.) bringt eine von den Freunden islamischer Wissenschaft schon lange mit Spannung erwartete Veröffentlichung: Three Arabic Treatises in Alchemy by Muḥammad ibn Umail (10th Cty. A.D.). Die Edition der Texte ist Herrn M. Turāb 'Alī zu verdanken, einen 'Excursus of the Writings and Date of Ibn Umail with Edition of the Latin Rendering of the Mā' al-Waraqī' haben die Herren H. E. Stapleton und M. Hidāyat Ḥusain beigesteuert.

Die lateinische Form des Textes ist in verschiedenen Ausgaben bekannt und hat sich im Mittelalter großen Ansehens erfreut. Der Titel der gedruckten Ausgabe lautet: '[De Chemia] Senioris antiquissimi philosophi Libellus, ut brevis, ita artem discentibus et exercentibus utilissimus, et vere aureus'. Man sieht leicht, daß diese Überschrift als Ersatz für den verlorengegangenen arabischen Titel dient und daß der Untertitel 'Dixit Senior Zadith filius Hamuel' für die Eingangsworte des arabischen Textes قال عبد الله محمد ابن أُمَيْل التميمى steht. Man wußte auch, daß eine von V. Rosen 1877 beschriebene Petersburger Handschrift das arabische Original des fraglichen Werks enthält, und daß eine zweite Handschrift in Paris liegt (vgl. OLZ XXXI, 1928, Sp. 665). Aussichten für eine Veröffentlichung des Textes eröffneten sich aber erst, als H. E. Stapleton, der um die Erforschung der arabischen Alchemie hochverdiente Director of Public Instruction, Bengal, vor etwa 30 Jahren in Lucknow eine Handschrift von Werken des Ibn Umail entdeckte. Die Wissenschaft ist ihm zum aufrichtigsten Dank verpflichtet, daß er den Gedanken, die für die Geschichte der Alchemie unschätzbare Sammlung herauszugeben, nie aus den Augen verloren hat. Nicht geringerer Dank gebührt auch seinen indischen Mitarbeitern, vor allem Herrn M. Turāb 'Alī, der die Kollation und Herausgabe der Texte durchgeführt hat.

Den lateinischen Ausgaben ist ein Bild vorangestellt, das der Beschreibung entspricht, die Ibn Umail von seiner Entdeckung im Gefängnis des Joseph gibt. Auf die Beschreibung folgt eine 'Epistola Solis ad Lunam crescentem' und ein Kommentar dazu, der mit zahlreichen Kapitelüberschriften noch 40 Druckseiten füllt.

Die Vergleichung mit dem arabischen Text, der 104 Folioseiten umfaßt, läßt sofort erkennen, daß die Übersetzung kaum die Hälfte des Originals wiedergibt. Von den 90 Strophen der *Risālat aš-šams ila 'l-hilāl* sind nur etwa 50 wiedergegeben, von den sonst noch in den Kommentar eingeschalteten Gedichten ist so gut wie nichts übersetzt. Im Kommentar fehlen in der ersten Hälfte wichtige Abschnitte, die zweite ist überhaupt nicht vorhanden. So zeigt schon der erste flüchtige Einblick in die Texte, daß die lateinische Version für eine Beurteilung des Werks überhaupt nicht in Frage kommen kann. Sie hat nur noch Bedeutung, wenn man sie als Grundlage für eine allen Chemiehistorikern dringend zu wünschende Erkenntnis benützt: daß man aus dem Zustand lateinischer Übersetzungen nicht auf den Inhalt arabischer Originale schließen darf.

Von dem unglaublichen Zustand der Übersetzung bekommt man erst ein Bild, wenn man sie Satz für Satz mit dem arabischen Text vergleicht. Die in dem verlorenen Titel vorkommenden Termini *al-mā' al-waraqī* und *al-arḍ an-naǧmijja* treten auch im Text selbst an vielen Stellen auf. Sie sind mit *aqua foliata* und *terra stellata* wiedergegeben. Aber *al-waraqī* wäre hier und überall mit *argentea*, nicht mit *foliata* zu übersetzen gewesen, der Lateiner hat also schon einen der grundlegenden Termini nicht verstanden.

Wenn der Übersetzer die in der Einleitung vorkommenden Namen gekürzt hat, so ist ihm daraus kein großer Vorwurf zu machen; was aber, davon abgesehen, in den einleitenden Sätzen steht, spottet jeder Erklärung und ist nur aus dem arabischen Text verständlich zu machen.

Wir lesen: 'Intravi ego et Oboël, charissima barba, in domum quandam subterraneam, et postea intui ego et Elhasam universos carceres Joseph ignitos, et vidi in tecto imagines novem aquilarum pictas' etc.

Dem entspricht — unter Weglassung einer Reihe von überschüssigen Stellen: . . . . انّى دخلت انا وابو القاسم . . . . ومن بعد دخلت انا وابو الحسين . . . . فى بوصير سجن يوسف المعروف بالسدر بوصير فتروّحنا الى برباء . . . . فنظرت فى سقف دهليزها صورة تسعة عقبان . . . .

Man sieht zunächst, daß in *Oboël charissima* der Name Abu'l-Qāsim steckt. Die Lesung *charissima* ist durch falsche Deutung eines handschriftlichen *Chāsim* zu erklären und fällt wie *intui* statt *intravi* und *Elhasam* statt *Elhusain* dem Herausgeber oder Drucker, nicht dem Übersetzer zur Last. Mit *barba* ist das im arabischen Text an späterer Stelle auf-

tretende برباء vorweggenommen, *in domum quandam subterraneam* soll das Wort erläutern. Ob der Übersetzer bei *ignitos* an die Jünglinge im Feuerofen gedacht hat, ob es ein Druckfehler für *cognitos* ist — Allah weiß es allein. Für *universos* nimmt Stapleton ein Mißverständnis von *sidar* an.

Glücklicherweise geht es so nicht immer weiter; aber man begegnet im lateinischen Text doch auf Schritt und Tritt so viel sinnlosen Stellen, daß eine grundsätzliche Untersuchung über die Fehlerquellen nötig ist.

Es ist wohl möglich, daß der Übersetzer schon einen stark verstümmelten arabischen Text vor sich hatte; dann würde der Hauptvorwurf gegen seine Übersetzung, daß sie kaum die Hälfte des Originals wiedergibt, gegenstandslos werden. An vielen Stellen ist der Übersetzer aber offenbar mit den Schwierigkeiten seines Textes nicht fertig geworden und hat sich durch Auslassungen, Kürzungen oder Umschreibungen zu helfen gesucht. In anderen Fällen läßt sich zeigen, daß die abweichende Übersetzung einem Wort entspricht, das dem des gedruckten Textes graphisch nahesteht, wie wenn er statt دهنا falsch ذهبا *aurum*, statt برد falsch دُرّ *praeparata fuerit* oder auch — gegen die arab. Hss. richtig — تراب Staub statt نبات Gewächs übersetzt.

Unzählige sinnlose Stellen erweisen sich aber an Hand des arabischen Textes — und das ist eine Feststellung, die sehr zum Nachdenken zwingt — als innerlateinische Verderbnisse, d. h. als Schreib- und Lesefehler und schließlich als Druckfehler der ersten Ausgabe. Ich brauche hier nur dem fehlerhaften Text das nach dem Arabischen berichtigte Wort gegenüberzustellen, um zu zeigen, daß hier die Schuld nicht am Übersetzer, sondern an der falschen Wiedergabe der lateinischen Vorlage liegt. Die Belege könnten beliebig vermehrt werden.

Carnem: canem الكلب — *melius*: mel عسلا — *aves*: oves شاة — *gratia tritici*: grana tr. حبّ بُرّ — *filias*: fialas قوارير — *et nomina*: alumina شبوب — *sine alio*: sine alis بلا جناحين — *gemmam*: gummam صمغا — *vitrum*: nitrum نطرون — *mater coelorum*: m. colorum ام الالوان — *alias*: animal الحيوان — *in toto*: in tecto في السقف — *opaca, opera*: epata اكباد.

Die Beispiele sind Stapletons Fußnoten zum lateinischen Text entnommen. Beim letzten hat Stapleton *opaca* durch *iecora* ersetzt, die falschen Lesungen sind aber graphisch offenbar aus *(h)epata* hervorgegangen. Harmlosere Fehler finden sich noch genug im Text, aber alles in allem ist die Aufgabe, den lateinischen Text lesbar zu machen, vom Herausgeber glänzend gelöst worden.

Von der arabischen Textgrundlage werden nunmehr alle weiteren Forschungen nach den literarischen Zusammenhängen des Buchs auszugehen haben. Je häufiger ein Verfasser von fremden Quellen Gebrauch macht, und je genauer er sie kopiert, desto größer wird der Gewinn für diese Art von Untersuchungen sein. Der Umfang der von Ibn Umail benützten Literatur ist erstaunlich groß. Das *Kitāb al-mā' al-waraqī* bereichert nicht nur unsere Kenntnisse von der allegorischen Form der Alchemie, wie sie im 9./10. Jahrhundert in Ägypten blühte, sondern läßt auch an die Möglichkeit denken, daß verlorene griechische Schriften, wenigstens bruchstückweise, wieder auftauchen. Wieviel Licht von Ibn Umail her auf die Quellen der *Turba* fallen wird, ist noch nicht abzusehen. Gemeinsame Quellen sind jedenfalls sichtbar geworden, weiteres wird die Einzelforschung wohl noch an den Tag bringen.

Besprechungen.

Allgemeines.

Actes du deuxième Congrès International de Linguistes. Genève 25—29 Août 1931. Paris: Adrien-Maisonneuve 1933. (254 S.) gr. 8°. 135 fr. Frs. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Die Arbeit dieses Kongresses, welcher in der Vaterstadt Ferdinand de Saussures tagte, von Sprachwissenschaftlern aus aller Herren Ländern besucht und von Regierungen, Akademien, Gelehrten Gesellschaften und Universitäten reich beschickt war, gruppierte sich um 2 Haupt- und Kernveranstaltungen: um die Aussprachen über allgemein wichtige Fragen und um die Sitzungen der einzelnen Sektionen. Von den Fragen, die vielfältige, ermutigende und nicht selten auch entmutigende Antwort fanden, seien hier genannt die erste *„Avez-vous quelque suggestion utile à présenter sur l'organisation du travail linguistique, sa technique et son outillage?"*, die Ergänzungsfrage zur zweiten *„Que pensez-vous de l'adoption d'une langue artificielle comme langue auxiliaire?"*, schließlich die vierte, vielberufene *„la famille indo-européenne considerée dans ses rapports avec d'autres familles de langues"*. Sektionen bestanden fünf: *linguistique générale*; *phonétique*; *origines indo-européennes*; *langues indo-européennes*; *langues non indo-européennes*. Da es ungerecht und höchst persönlich wäre, auf Einzelheiten eingehen zu wollen, sei lediglich zusammenfassend bemerkt, daß die guten Inhaltsangaben einen schnellen Überblick über die insgesamt geleistete Arbeit erlauben und daß dieser Kongreß sich würdig einfügt zwischen seinen Vorgänger im Haag (1928) und seinen Nachfolger in Rom (1933). Ausstattung und Druck des Berichtsbandes, welcher von den Genfer Fachgenossen Charles Bally, Léopold Gautier, Albert Sechehaye herausgegeben worden ist, sind recht lobenswert.

Annuaire de l'Institut de philologie et d'histoire orientales pour 1932—1933. Bruxelles: Université libre 1932. (111 S., 34 Taf.) gr. 8°. Bespr. von G. Stuhlfauth, Berlin.

Am 29. Nov. 1930 gründete man in Brüssel ein vorzüglich organisiertes „Institut für orientalische Philologie und Geschichte" mit Robert Werner, Mitglied des Verwaltungsrates der Universität, als Präsident und Henri Grégoire als Vizepräsident. Es dient dem Studium der Geschichte und der Sprachen der Völker Vorderasiens und Ägyptens bis zu und einschließlich der byzantinischen Epoche und arbeitet in einem Seminar der Byzantinistik, der Syrologie, der semitischen Altertümer, der armenischen Philologie und Geschichte und der Geschichte des ägyptischen Rechts. Außer anderen Veröffentlichungen gibt das Institut ein Jahrbuch heraus. Das vorliegende erste Annuaire enthält zunächst eine sehr interessante „Chronique de l'Institut" (5—20) mit Bericht über das erste Jahr seines Bestehens und seiner reichen Arbeit (1931—1932) und mit dem Programm für das akademische

Jahr 1932—1933. Der dann folgende wissenschaftliche Teil (21—107) bietet zwei wertvolle, aus der Arbeit des Instituts hervorgegangene Abhandlungen: 1. J. D. Stefănescu: L'illustration des liturgies dans l'art de Byzance et de l'Orient. Contribution à l'Étude des sources de l'iconographie byzantine et orientale (21—77, mit 36 Tafeln); die Untersuchung, die zu einem Buch ausgestaltet werden soll, ist ein fleißiger Beitrag zur mittelbyzantinischen Ikonographie, Liturgie- und Kunstgeschichte; 2. H. Grégoire: Diplômes de Mazara (Sicile) (79—107; 3 Tafeln); G. publiziert hier mit eingehendem Kommentar mehrere von ihm in der Abtei Maredsous entdeckte griechische, der Regierung Rogers II. angehörende Diplome aus dem Basilianerkloster Mazara (heute Mazzara) an der Westküste Siziliens. Ein „Programme des cours" (109—111) beschließt das schöne Heft, das nach allem, was es bringt, für die Zukunft des jungen Institutes die besten Erwartungen hegen läßt.

Mélanges de philologie orientale publiés à l'occasion du Xe anniversaire de la création de l'Institut Supérieur d'Histoire et de Littératures Orientales de l'Université de Liége. Liége, Louvain: Imprimerie Orientaliste M. Istas 1932. (XVI, 235 S., 3 Taf.) gr. 8°. 60 Fr. Bespr. von H. A. Winkler, Tübingen.

Im Vorwort wird summarisch die Geschichte der orientalistischen Studien in Belgien skizziert, eine Geschichte, in der vor allem die Namen Victor Chauvins und Charles Michels hervorragen. Dem Andenken dieser beiden Männer ist die vorliegende Sammlung gewidmet.

Sie enthält folgende Aufsätze:

Auguste Bricteux, Pasquinade sur la ville de Tébriz par Maître Lissânî de Chiraz, éditée et traduite pour la première fois avec une introduction et des notes. Der Text entstammt einer Sammelhandschrift der Pariser National-Bibliothek vom Jahre 994 d. H. B. würdigt zunächst den Text als Probe einer wenig bekannten Literaturgattung, sammelt die spärlichen Nachrichten über den Dichter Lissânî und orientiert über Inhalt und Metrum des Gedichtes. Nach der traditionellen Einleitung preist der Dichter kurz die Schönheit der Stadt Tebriz und dann seine Geliebten aus dieser Stadt, den Kalligraphen, den Muezzin, den Maler, den Buchbinder, den Schneider, den Knopfmacher usw.

Jean Capart, L'usurpation des monuments dans l'antiquité égyptienne. C. untersucht die Gründe für das Ersetzen der Königsnamen an religiösen Denkmälern durch einen Nachfolger und versteht diese uns pietätlos erscheinende Handlung als den Wunsch des Regierenden, seine Liebe den Göttern zu beweisen. C. hofft, daß eine peinliche — sogar mikroskopische — Untersuchung der Flächen, in denen Königsnamen zu lesen sind, manchmal Unterschiede zu der Art der Gesamtfläche eines Denkmals, mithin spätere Ersetzung eines ursprünglichen Namens erkennen lassen und mit dieser Erkenntnis zutreffendere Datierungen ermöglichen werden.

G. Cotton, La revanche du Brahman. C. interpretiert Kena-Upanishad Strophe 14—26 als Reaktion des entstehenden brahmanischen Pantheismus gegen die letzten Bewegungen des erlöschenden vedischen Polytheismus.

Georges Dossin, Une nouvelle valeur du signe 𒀭. D. erkennt aus einer Stelle des Sennacherib-Prismas den Wert *kin* für das Zeichen.

G. Dossin et R. Fohalle, Sur un passage d'un traité hittite (Bo 2027, col. I, 1. 18). D. und F. schlagen vor, eine bisher unbefriedigend gelesene Stelle *at-tu-uš* „die Väter" zu lesen. Das paßt gut in den Zusammenhang. Sie schließen daran eine Beobachtung, daß im alten Orient das Wort Vater in weiterem Sinne den Träger einer Autorität umfaßt. Die „Väter" in dem hettitischen Text sind also die Alten, die Notabeln, patres.

Pierre Gilbert, Le créateur de la pyramide funéraire. G. sieht in der Pyramide die Anwendung des Pyramidions als Symboles des Râ auf das Königsgrab. Als theologischen wie baumeisterlichen Urheber bezeichnet er Imhotep.

Jeanne Gobeaux-Thonet, Agâ Rizâ ou Rizâ Abbâsi? G.-T. erweist an acht Bildnissen, die mit Rizâ Abbâsi, Agâ Rizâ, Rizâ oder nicht signiert sind, die Arbeit zweier voneinander sehr verschiedener Künstler.

R. Henry de Generet, Une élégie inédite de Mouhtacham de Kachan. G. veröffentlicht und übersetzt aus der gleichen Pariser Hs., aus der Bricteux seinen Lissânî-Text entnahm, die bewegte Klage des Dichters über den Tod seines Bruders.

Herman F. Janssens, Les Dix Vertues du Chien. Texte inédit extrait du Manuscrit Syriaque No 9 de l'India Office. In diesem merkwürdigen Text wird der Hund gleichsam als Vorbild des seinem Herrn gehorsamen Asketen gepriesen. J. ist mit Recht über diese ungewöhnliche Wertung des sonst im semitischen Orient verachteten Hundes überrascht. Er vermutet mit aller Vorsicht Einfluß des hundeliebenden Zoroastrismus auf den Syrer. Das ist indessen nicht nötig. Gerade die Demut des Hundes empfiehlt ihn Leuten, die sich selber gern Knecht Gottes nennen. Man findet Personennamen wie „Hund der Gottheit X" schon bei den Sumerern und in gleichem Sinne *Kalb* im arabischen Sprachgebiet. Es ist mithin denkbar, daß unabhängig von fremdem Einfluß ein Christ sich die Demut des Hundes zum Vorbild nahm.

J. Mansion, Le sanscrit védique, langue morte. M. untersucht das ziemlich plötzliche Sterben des Vedischen, die Zeitspanne, in der sein Gebrauch verloren ging, und die Hilflosigkeit der späteren gegenüber der alten Sprache.

J. Prickartz, Le début du premier cylindre de Goudéa (Cyl. A. I—VI 14). P. transkribiert, übersetzt und kommentiert ausführlich diesen auch religionsgeschichtlich wichtigen Text.

Cl. van der Straeten, La Métrique des Lamentations. S. weist auf die im AT fast einzigartig scharfe Metrik der Klagelieder hin. Verbunden mit der alphabetischen Anordnung der Strophen erweisen sich die Klagelieder als verhältnismäßig künstliche Schöpfungen.

B. van de Walle, Les Soi-disants „signes déterminatifs" du système hiéroglyphique égyptien. W. erweist den Ausdruck signes déterminatifs als ungenau, richtig wäre der Ausdruck signe générique oder signe de classe.

R. Fohalle, Note sur un passage de „Çakuntalā" (I. 4). Aus dem sachlichen und sprachlichen Kommentar der Stelle sei die ausführliche Besprechung der Wörter *çikhā*, *kesaraḥ* und *sukumāraḥ* erwähnt.

Bethe, Erich: Tausend Jahre altgriechischen Lebens. Mykene. Sparta. Milet. Athen. Alexandria. München: Bruckmann 1933. (VIII, 133 S., 32 Taf.) 8°. RM 4.80. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Den Orientalisten geht unmittelbar nur ein Teil dieses kleinen Buches an; er könnte sich allen-

falls mit den Abschnitten über Mykene und Alexandria begnügen und die anderen überschlagen. Aber ich hoffe, er wird es nicht tun. Denn diese Bilder wollen alle hintereinander gelesen werden; nur dann ersteht aus ihnen der Reichtum griechischen Lebens, wie es aufsteigt aus dem Unerkannten, Ungreifbaren, wie es seine Klarheit und Gestalt gewinnt, wie es die Welt überflutet und in die Welt sich verströmt. Eignes und Fremdes wachsen in Eins zu der wunderbar vielfältigen Einheit, die wir griechische Kultur zu nennen pflegen. Keineswegs nur ein Rausch der Schönheit liegt über diesem Volk und seinem Leben; nur allzu oft bricht menschliche Härte, ja Grausamkeit hindurch. Dies Buch verschweigt sie nicht. Aber der Leser spürt den unbändigen Willen, die unerschöpfliche Kraft des Schaffens und Gestaltens, die den Griechen gewährte, in wenigen Jahrhunderten eine Bahn zu durchmessen, so lang und so breit, daß sie ein Vielfaches an Zeit zu fordern scheint.

Dem wirklichen Dasein der Vergangenheit nahe zu kommen, ist schwer; man muß das Viele als ein Ganzes zu sehen wissen. Jeder wird es auf seine Weise anfangen; es liegt wenig daran, ob er etwas übersieht, aber alles liegt daran, daß sein Auge dem Lebendigen offen stehe. Deshalb hat es kaum einen Sinn, um einzelnes zu rechten, soviel ich auch anders sehe und anders dargestellt wünschte. Dies Buch ist nicht allein anmutig zu lesen; es ist auch nicht nur ein gelungener Versuch, es ist vielmehr ein Versprechen, uns eine Geschichte der Griechischen Kultur zu schreiben. Wer diese fünf Bilder gestalten konnte, ist uns mehr, ist uns ein Ganzes schuldig.

Ägyptologie.

Breasted, James Henry: **The Dawn of Conscience.** The Sources of our moral heritage in the Ancient World. New York and London: Charles Scribner's Sons 1934. (XXVIII, 431 S.) 8°. 12 sh 6 d. Angezeigt von H. Bonnet, Bonn.

Unter diesem Titel legt Br. eine neue Fassung seiner „Development of Religion and Thought in Ancient Egypt" vor. Die Wissenschaft hat diesem Buch, das 1912 erschien, viel zu verdanken; noch heute gehen starke Anregungen von ihm aus. Die neue Fassung vermag es nicht zu ersetzen, sie will es auch nicht. Denn von vornherein ist es des Verf.s Anliegen nicht, die Forschung weiter zu führen. Wohl baut er neues Material, wie etwa das Weisheitsbuch des Amenemope, in seine Darstellung ein; aber es geschieht ganz von dem einmal eingenommenen Standort aus. Vergebens wird darum der Leser nach neuen Gesichtspunkten oder auch nur nach Korrekturen früherer Urteile suchen, die je und dann doch angezeigt wären. Nur die Form ist eine andere geworden; sie ist flüssiger und darum wohl geeigneter, auf weitere Kreise zu wirken und auf diese, auf "the present generation of young people" zielt der Verf., wie er selbst im Vorwort bekennt. So hat er manches fortgelassen oder gekürzt, manches auch weiter ausgeführt; aber er ist dabei doch immer mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen. Auch die Belege für die noch immer sehr zahlreichen Zitate sind gestrichen. Der wissenschaftlich interessierte Benutzer wird daher auch weiterhin auf das ältere Buch zurückgreifen.

Schubart, Wilhelm, und Diedrich **Schäfer: Spätptolemäische Papyri aus amtlichen Büros des Herakleopolites.** Berlin: Weidmann 1933. (III, 181 S., 1 Taf.) 4°. = Ägypt. Urkunden aus den Staatl. Museen zu Berlin. Griech. Urkunden, VIII. Bd. RM 12 —. Bespr. von M. San Nicolò, Prag.

Kurz vor den zwei großen Publikationen ptolemäischer Tebtynis-Papyri ist auch der neue Band der Berliner Urkunden, auf welchem neben Schubart diesmal D. Schäfer als Mitherausgeber zeichnet, erschienen. Die hier veröffentlichten 161 Papyri sind von den Mumienkartonnagen aus Abusir el melek abgelöst worden, die bereits für BGU. IV so schöne Texte geliefert haben. Der Wert der vorliegenden Urkunden wird dadurch erhöht, daß sie sowohl hinsichtlich des Ortes, als auch der Zeit nach eine gewisse Einheit bilden; denn sie stammen sämtlich aus dem Herakleopolites und gehören mit einer einzigen Ausnahme der Regierung des Auletes beziehungsweise seiner Tochter Kleopatra an. Sie werfen somit wertvolle Streiflichter auf das Rechts- und Verwaltungsleben eines unterägyptischen Gaues während des schicksalschweren letzten halben Jahrhunderts der Ptolemäerherrschaft. Es ist hier nicht möglich, auf den besonders reichhaltigen Inhalt des Bandes näher einzugehen, wir müssen uns vielmehr mit einer summarischen Klassifizierung der Texte begnügen und unsere Stellungnahme auf einige wenige Fragen beschränken.

Den Anfang machen zwei kleinere Gruppen von Papyri (Nr. 1730—1755), welche zum großen Teil bereits aus ihrer Erstveröffentlichung und Bearbeitung durch Kunkel im Arch. für Pap.forsch. und in der Sav. Ztschr. bekannt waren. Die bedeutendsten davon sind zehn Homologien und schriftliche Königseide (Nr. 1731—1740), welche die Übertragung (παραχώρησις) von Katökenland betreffen. Da die jetzt dreimal belegte Eidesformel ἔνοχος εἴην τῷ ὅρκῳ ὁπηνίκ'ἂν εὖ συνθῶ noch immer nicht in befriedigender Weise erklärt erscheint, möchte ich den Vorschlag wagen, συνθῶ nicht auf den Vertragsabschluß, sondern auf den Eid oder eigentlich auf die χειρογραφία zu beziehen und den Nachsatz so übersetzen: „sobald ich (sie) richtig aufgesetzt habe"; allerdings ist auch damit die Schwierigkeit mit der aktiven Verbalform noch nicht überwunden. — Nr. 1756—1812 sind amtliche Schriftstücke mannigfachen Charakters, darunter Nr. 1810f. zwei πίστεις, jene „Schutzbriefe" (Woess, Asylwesen Ägyptens, S. 184ff.), über welche wir jetzt auch aus P. Teb. 741 weiteres erfahren. Sie sind vom Strategen für die Dauer von 30 Tagen ausgestellt und sollen den Inhaber vor Exekutivmaßnahmen sichern, wohl damit er während dieser Zeit staatliche Arbeiten (P. Teb. 741, 11: χρεία) verrichten könne.

Ob es sich dabei um Privatschuldner oder um solche des Fiskus handelt, läßt sich nicht entscheiden; daß aber der Begünstigte während der garantierten Frist gewissermaßen unter königlichem Schutz stand, ersehen wir aus den wenigen erhaltenen Zeilen des nachfolgenden Erlasses Nr. 1812; vgl. auch Wilcken, UPZ. I, S. 561[1]. Zu den mit den ptolemäischen πίστεις eng verwandten λόγοι ἀσυλίας der byzantinischen und koptischen Papyri vgl. jetzt auch Schiller in Studi Albertoni I, S. 303ff.

Rechtsgeschichtlich am wichtigsten sind aber in diesem wie auch im nachfolgenden Abschnitt (Nr. 1813—1870, Eingaben von Privaten) die zahlreichen sich auf das Prozeßrecht beziehenden Aktenstücke, welche viel neues und interessantes Material sowohl über Prozeßeinleitung und Ladung, als auch über das meritorische Verfahren, hauptsächlich vor dem Chrematistengericht, bringen. Im einzelnen hebe ich hier bloß hervor: Nr. 1756 wegen des bisher in den Papyri noch nicht belegten Ausdrucks ἔκκλησις, den die Herausgeber als „Vorladung" auffassen möchten; Nr. 1774, ein Runderlaß an alle Behörden über die Stelligmachung einer zusammen mit ihrer Herrin beklagten Sklavin, nach erfolgloser amtlicher Ladung und πρόσκλησις διὰ προγράμματος (vgl. auch Nr. 1823, 19ff. und zur Sache Berneker, Prozeßeinleitung im ptol. Recht, S. 89f.); Nr. 1825 wegen καταχρηματίζεσθαι ἐξ ἐρήμου und schließlich die drei umfangreicheren Stücke 1773 und 1826f. In Fragen der Gerichtsorganisation erfahren wir aus Nr. 1827, 3f. von χρηματισταὶ εἰς τὸν νομὸν κεκληρωμένοι, während in Nr. 1849, 23 von einem Priestergericht unter dem Vorsitz eines gewesenen Gymnasiarchen die Rede ist. Nicht minder interessant sind auch die den Klagen zugrunde liegenden materiellrechtlichen Verhältnisse, von welchen eherechtliche Streitigkeiten, Ehescheidung und Rückforderung der Mitgift sowohl bei der Vollehe als auch auf Grund einer συγγραφὴ τροφῖτις (Nr. 1820, 1825—1827, 1845 und 1848f.), unsere besondere Beachtung verdienen; vgl. noch P. Teb. 776. Die übrigen Eingaben des dritten Abschnittes betreffen Straf-, Verwaltungs- und Steuersachen und entsprechen im allgemeinen den bekannten Typen und Tatbeständen, bieten aber gelegentlich auch Ungewöhnliches; so z. B. die Anzeige eines mißhandelten Bewohners eines Pastophorion (Nr. 1816), der beim Strategen gegen die Täter die Todesstrafe beantragt, oder Nr. 1854, eine Eingabe über die Erfüllung einer Tempelstiftung, weiter eine Eingabe mit der darauf ergangenen Verfügung über Fensterrecht bei einem Neubau, Nr. 1859; vgl. auch den Prozeß über eine gemeinsame Trennungsmauer in Nr. 1844. Einen neuen Hoftitel, den ἀρχενδρομίτης, lernen wir in der Strafanzeige 1834 kennen. Die drei unter Nr. 1794 vereinigten Fragmente haben sich dank der Auffindung weiterer Bruchstücke als nicht zusammengehörig erwiesen: A und B enthalten den Bericht eines Topogrammateus über Grundbesitz, während C einen Teil eines Ladungs-πρόγραμμα bildet. Die Urkunden liegen bei Schäfer, Aegyptus 13 (1933) in Neubearbeitung vor.

Auf die Prozeß- und Verwaltungsurkunden folgen einige unbestimmbare Fragmente, sowie Briefe und Rechnungen (Nr. 1871—1890). Hierin ist Nr. 1882 „Schuldschein in Form eines Briefes" beachtenswert, den ich trotz des fehlenden Datums sowohl wegen seiner Formulierung (ἔχω παρὰ σοῦ κτέ.) als auch wegen der vom Schreiber im Gruß gestrichenen Worte καὶ ἐρρῶσθαι doch als χειρόγραφον ansprechen möchte; andere Cheirographa ptolemäischer Zeit: P. Hib. 86 und P. Leid. C verso (UPZ. 31). Die üblichen in der Anlage etwas vereinfachten, aber trotzdem völlig ausreichenden Indizes beschließen den schönen Band, für dessen Herausgabe alle Papyrologen sowohl dem hochverdienten Hüter der Berliner Sammlung als auch seinem tüchtigen Helfer zu großem Dank verpflichtet sind. Daß die Edition in jeder Hinsicht eine ganz vorzügliche ist, versteht sich bei den BGU. von selbst.

1) Darüber jetzt Schäfer, Philologus 88 (1933), S. 296ff. [Korr.-Zus.]

Keilschriftforschung.

Kraus, Paul: Altbabylonische Briefe aus der Vorderasiatischen Abteilung der Preußischen Staatsmuseen zu Berlin. Teil I u. II. Leipzig: J. C. Hinrichs 1931/32. (I. Tl.: VIII, 76 S.; II. Tl.: III, 219 S.) gr. 8°. = Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft (E. V.), 35. Bd., 2. H. u. 36. Bd., 1. H. RM 4.68 u. 15 —. Bespr. von M. Schorr, Warschau.

Die wichtigste Quelle für die Erkenntnis der altbabylonischen Kulturgeschichte aus der Epoche der I. babylonischen Dynastie bildet ohne Zweifel die Briefliteratur. Während uns das Gesetzbuch Ḫammurabis den Rahmen des gesellschaftlichen Tuns und Treibens, des Familienlebens wie auch des Geschäftsverkehrs in all seinen Verzweigungen aufschließt, während die zahlreichen Rechts- und Geschäftsurkunden uns in das lebendige Getriebe des wirtschaftlichen Verkehrs einführen, offenbaren uns die Briefe, vermöge ihres privaten und oft intimen Charakters, die Seele dieses buntfarbigen gesellschaftlichen Lebens, die sich in ihnen vom allgemeinen soziologischen Hintergrunde abhebt, und gewähren uns einen tiefen Einblick in das individuelle Leben des Einzelnen, mit all seinen Freuden und Leiden, Sorgen und Nöten des Alltags. So treten denn in den Briefen allerlei Schichten der Gesellschaft auf, der Beamte in verschiedenen hierarchischen Abstufungen, der Kaufmann und Kommissionär, der Bauer und der Handwerker, daneben Familienbilder (Vater und Kinder) — alles in allem ein buntes Bild des altbabylonischen Volkslebens aus unmittelbarer Nähe gesehen. Neben dieser Bedeutung als Kulturquelle kommt den Briefen noch eine andere Wertung als Grundlage für die Erforschung und Erkenntnis der lebenden Sprache jener Zeit zu. Alle anderen Literaturgattungen, sei es Königsinschriften, sei es juristische oder praktische Texte, haben ihre durch das Schema gebundene sprachliche und syntaktische Form, welche ihnen stereotyp anhaftet. Die Schreiber der Briefe aber sind großenteils einfache, unliterarische Menschen, ergehen sich in ihnen über alltägliche Fragen in stilistisch freier Weise und gebrauchen oft vulgarische Sprachformen, deren

Eigentümlichkeiten von besonderem Interesse sind.

Einen ausgezeichneten Beitrag zu dieser kulturhistorisch so wichtigen Briefliteratur bietet die vorliegende Bearbeitung von Paul Kraus. Sie umfaßt die von O. Schroeder im XVI. Bande der „Vorderasiatischen Schriftdenkmäler" publizierten Brieftexte aus der Zeit der I. babylonischen Dynastie. Nach sachlichen Gruppen geordnet werden die Briefe in Urschrift und Übersetzung vorgelegt und mit sprachlichen Bemerkungen versehen, während der Inhalt jedem Text kurz vorangeschickt wird. Außerdem werden an der Spitze jeder Gruppe in kurzen Stichworten die einzelnen Briefe inhaltlich skizziert, wobei auch der Inhalt jener Briefe angegeben wird, die in die Bearbeitung nicht aufgenommen wurden.

Die Einleitung erörtet nach einer kurzen allgemeinen Charakteristik der Briefe die bisherige Literatur über altbabylonische Briefe, die Schroedersche Edition in VS XVI, ferner Zeit und Herkunft wie auch Formular der Briefe. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile, von denen der erste 44 Briefe öffentlichen Inhalts in fünf Abschnitten behandelt: Königsbriefe, Staat und Stadt, Polizei und Militär, Gerichtswesen, Beamtenbriefe, während der zweite, ausführlichere Teil 73 Briefe privaten Inhalts umfaßt, welche sich auf folgende Gebiete erstrecken: Handel, Landwirtschaft, Arbeiten (Handwerker, Sklaven), Briefe verschiedenen Inhalts.

Sowohl in sprachlicher wie auch besonders in sachlicher Beziehung bieten die Briefe der Erklärung oft große Schwierigkeiten, und der Verfasser konnte ihnen in vielen Fällen nur mit Hilfe seiner Lehrer Meissner, Lewy und Landsberger wie auch Ungnads beikommen, wobei auch ihre Erklärungen oft nur hypothetischen Charakter haben. Unbeschadet dessen aber bekundet die Arbeit in der sprachlichen wie in der sachlichen Interpretierung der Texte vollkommene kritische Selbständigkeit und genaue Vertrautheit mit der bisherigen wissenschaftlichen Literatur des Gegenstandes wie auch mit den Quellen selbst. Dank dieser Vertrautheit konnte der Verfasser auf Grund von Heranziehung der Parallelstellen manche Dunkelheit aufklären und den Inhalt des Briefes befriedigend feststellen.

Die Umschrift ist überaus sorgfältig, die Ausfüllung der Lücken meist glücklich, die Übersetzung präzis und sinngemäß. Einen besonderen Vorzug der Arbeit bildet das Glossar, welches über hundert Seiten umfaßt und welches auch die in die Bearbeitung wegen des fragmentarischen Charakters nicht aufgenommenen Texte mit berücksichtigt. Somit breitet sich dieses Glossar zu einer Konkordanz der in den Briefen verwendeten Phraseologie aus, mit genauester Nuancierung der semasiologischen Unterschiede der einzelnen Termini und Redensarten, wie sie sich aus dem Kontext des Inhaltes in den einzelnen Briefen kritisch ergeben. —

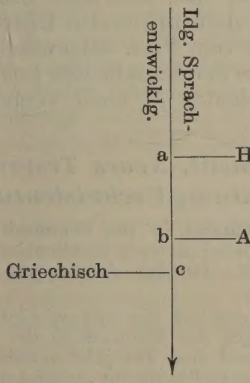
Die Interpretierung der stilistisch ungebundenen Briefe aus der altbabylonischen Zeit ist viel schwieriger als die Erklärung der schematisch abgefaßten juristischen Urkunden. Um so anerkennenswerter ist die Leistung Kraus', welcher sich durch diese an philologischer Akribie wie an kritischem Scharfsinn gleich glänzende Arbeit in die erste Reihe der Spezialkenner der babylonischen Briefliteratur gestellt hat.

Sturtevant, Edgar Howard: Comparative Grammar of the Hittite Language. Philadelphia, Pa.: Linguistic Society of America 1933. (320 S.) = William Dwight Whitney Linguistic Series of Yale University. $ 4.50. Bespr. von Paul Kretschmer, Wien.

Die Hethitologie begann mit einer vergleichenden Grammatik des Hethitischen. Noch ehe ein hethitischer Text veröffentlicht war, gab Hrozný seine „Sprache der Hethiter" (1916/17) heraus, eine Skizze der vergleichenden Grammatik dieser Sprache, in der der volle Beweis des indogermanischen Charakters der hethitischen Sprache erbracht wurde. In der Freude des Entdeckens war Hrozný in der Aufstellung indogermanischer Etymologien etwas zu weit gegangen (ich habe ihm damals, als er mir die Korrekturbogen vorlegte, von solchen Etymologien vergeblich abgeraten), und so wurde seine grundlegende Leistung zuerst in Deutschland nicht gleich gebührend gewürdigt. Es wurde bei der weiteren Entzifferung der Texte der kombinatorischen Methode der Vorzug vor der etymologischen gegeben, und die vergleichende Grammatik des Hethitischen trat dadurch fast in den Hintergrund. Eine neue Synthese der Ergebnisse wurde daher von deutscher Seite nicht versucht. Vielmehr füllte zuerst ein französischer Gelehrter, L. Delaporte, 1929 die Lücke durch seine deskriptive „Grammaire hittite" aus, und jetzt legt ein amerikanischer Sprachforscher, der sich mit anerkennenswerter Energie auf das Studium des Hethitischen geworfen und zahlreiche Arbeiten darüber veröffentlicht hat, diesen Versuch einer neuen vergleichenden Grammatik des Hethitischen vor.

Er teilt im Vorwort mit, daß er mit Hilfe von zwei Assistenten nahezu das vollständige Material aus den bereits herausgegebenen Texten und unvollständig noch aus andern Inschriften gesammelt und nur auf diese Weise festgestellte Formen aufgenommen hat. Der Verf. verhehlt sich nicht, daß sein Versuch noch sehr unvollkommen ist, weil noch nicht alle Texte veröffentlicht, die veröffentlichten noch nicht vollständig interpretiert sind und bisher hauptsächlich deskriptive, aber sehr wenig vergleichende Grammatik des Hethitischen betrieben worden ist. Aus dieser Sachlage hat er indessen nicht die vollen Konsequenzen für die Anlage und Darstellung des Buches gezogen. Er bietet zuviel fertige Ergebnisse und Zusammenfassung, wo Probleme aufzurollen wären und es sogar noch an der richtigen Fragestellung fehlt. Die Literatur ist, obwohl sie wenig umfangreich ist, nicht vollständig herangezogen; S. zitiert auch seine eigenen Arbeiten nicht immer, weil er, wie er im Vorwort erklärt, vielfach seine Ansichten gewechselt hat.

In der Einleitung nimmt der Verf. Stellung zu der grundlegenden Frage nach dem Verhältnis des Hethitischen zu den übrigen idg. Sprachen und führt es nicht auf die indogermanische Ursprache (= IE), sondern auf eine Grundsprache zurück, die er Indo-Hethitisch (= IH) nennt und von der sich auch IE abgezweigt habe, aus dem dann weiter Skr., Griech. und Lat. hervorgegangen sind. Seine Erläuterung dieser Annahme und der Stammbaum, den er zeichnet, gibt kein sehr anschauliches Bild von den Verhältnissen. Es handelt sich doch um zeitliche Unterschiede: das Hethitische hat sich früher vom idg. Grundstock losgelöst als die andern Sprachen. Aber auch diese haben sich vermutlich nicht alle gleichzeitig vom Urindogermanischen abgetrennt. Wenn wir unter einer senkrechten Linie den zeitlichen Verlauf der idg. Sprachentwicklung von der Urzeit bis hinab in die historischen Zeiten verstehen, so ergibt sich folgendes Bild:



In welcher Reihenfolge sich die einzelnen idg. Sprachen abgetrennt haben, ob ungefähr gleichzeitig oder nicht, wissen wir nicht. Je nachdem müßten wir außer IH noch Indo-Arisch, Indo-Griechisch usw. unterscheiden und anderseits, wenn sich das Luvische vor dem Hethitischen losgelöst hat, auch Indo-Luvisch, wofür ich Protindogermanisch vorgeschlagen habe. Daß der Zeitraum a—b größer war als b—c, scheint aus den beträchtlichen Unterschieden zwischen Hethitisch und den verwandten Sprachen zu folgen, soweit sie „Archaismen" sind. Dafür hält sie S. anscheinend alle: die Möglichkeit, daß manche Verschiedenheiten Neuerungen des Hethitischen in seiner Isolierung sein können, lehnt er als der Sachlage nach unwahrscheinlich ab und zieht auch die für den Wortschatz oft aufgestellte Annahme von Elementen der urkleinasiatischen Sprachen überhaupt nicht in Rechnung. Das sind alles nicht nur ungelöste, sondern auch unerörterte Fragen. Unter den lautlichen Unterschieden, die S. 31 zwischen IH und IE festgestellt werden, fehlt merkwürdigerweise ein so wichtiger wie der Wandel von *o* zu *a*, den das Hethitische mit den ostidg. Sprachen, Arisch, Lituslavisch, Germanisch, Messapisch-Albanisch teilt, während er dem IE noch fehlte! — Das II. Kapitel, „The System of Writing", belehrt über die verwickelte keilschriftliche Schreibung des Heth. und sucht sodann die Aussprache, den Lautwert der Zeichen festzustellen. Auch das ist ein Gebiet, dessen Bearbeitung noch kaum begonnen hat und zu dem das Material noch nicht zusammengetragen ist. Ein wichtiges, aber leider nur in äußerst geringfügigem Maße anwendbares Mittel, den Lautwert zu bestimmen, hat S. gar nicht in Betracht gezogen: die Umschreibung hethitischer Eigennamen und Wörter in andern Sprachen. Eine Sammlung solcher Fälle hätte S. nicht unterlassen dürfen. Sie wäre z. B. wichtig für die Frage nach der Qualität der heth. Verschlußlaute. S. schließt sich der Ansicht von Weidner an, daß das Heth. nur stimmlose Lenes besaß. Aber anderseits erkennt er an, daß die Vertretungen von idg. Tenuis und Media in der Schrift unterschieden wurden: idg. *g gh, d dh, bh* werden zwischen Vokalen immer durch einfachen Konsonanten (*g d b* oder *k t p*) bezeichnet, idg. *k t p* in der Regel durch Geminaten. Daraus folgt doch, daß idg. Media und Tenuis auch lautlich unterschieden wurden: wenn erstere, die teils mit Media, teils mit Tenuis bezeichnet wird, stimmlose Lenis war, so entsprach der idg. Tenuis stimmlose Fortis. Die urkleinasiatischen Sprachen besaßen Geminaten, die im Hethitischen wie im Griechischen mit doppelten Konsonanten geschrieben werden, in den Lallnamen: heth. *at-ta-aš* „Vater" = gr. Ἄττης, Ἀττᾶς. Da auch hier vermutlich stimmlose Fortis gesprochen wurde, haben die Hethiter die Geminaten dazu verwendet, um auch die einfache Fortis von der Lenis zu unterscheiden. Bei dieser Sachlage ist es doch nicht gerechtfertigt, daß S. diese graphischen Unterschiede, die lautliche widerspiegelten, durch die Umschreibungen *atas, anas* (= Ἀνάς) usw. unterdrückt. — Die nun folgende Lautlehre muß naturgemäß auf Etymologien beruhen; doch sind nicht wenige davon problematisch. Auch auf diesem Gebiet ist noch zu wenig gearbeitet, und die aufgestellten etymologischen Gleichungen bedürfen zu beträchtlichem Teil der Nachprüfung. Der Hauptteil des Werkes bilden dann die morphologischen Abschnitte, die Wortbildungs- und Flexionslehre, die ungefähr die Hälfte des ganzen Bandes ausmachen. Diese Zusammenfassung eines recht verwickelten Stoffes stellt die hervorragendste Leistung des Verf. dar. Leider fehlen hier wie überall in dem Werke aus Raumrücksichten die Belege für die angeführten Formen. Von den vielen ungelösten Problemen der Flexionslehre erwähne ich nur die nominalen o-Stämme, die durch den Wandel von *o* zu *a* im Heth. als a-Stämme erscheinen und mit urkleinasiatischen a-Stämmen wie den Lallwörtern *attas, annas* zusammengefallen sind. Der Gen. Sg. lautet hier wie der Nom., z. B. *attas*. S. sucht darin, was auch das Nächstliegende wäre, den Gen. Sg. der *ā*-Stämme auf *-ās* (S. 170) und erklärt den genau gleichlautenden G.D. Pl. auf *-as*, z. B. *attas* „den Vätern" als eine IH Pluralform der o-St. auf *-ōs* oder der ā-St. auf *-ās*; das wäre doch ein Nom. Pl.! — Es braucht nicht gesagt zu werden, wie gekünstelt diese Erklärung ist. Meine Vermutung, daß es sich hier um eine protochattische indeklinable Adjektivform auf *-as* handelt (Glotta XXI 94f.), scheint dem Verf. unbekannt. Es gibt keine gemeinidg. Form des G.Sg. der o-St., sie scheint im ältesten Idg. durch ein Adjektiv der Zugehörigkeit ersetzt worden zu sein. Es ist also immerhin denkbar, daß im Heth. für das idg. Adjektivum ein kleinasiatisches eingetreten ist, zumal ein großer Teil dieser Nomina nichtidg. ist.

Trotz aller berechtigten Ausstellungen muß aber gesagt werden, daß S.s Werk nicht nur eine achtungswerte Leistung darstellt, sondern vor allem den Indogermanisten einen nützlichen, freilich mit Kritik zu benutzenden Überblick über ein nicht leicht zugängliches Material bietet und selbst manches zur Lösung der grammatischen Probleme beiträgt.

Dougherty, Raymond Philip: **The Sealand of ancient Arabia.** New Haven: Yale University Press; London: Oxford University Press 1932. (XII, 203 S.) gr. 8°. = Yale Oriental Series, Researches, Vol. XIX. 18 sh. Bespr. von W. Björkman, Berlin-Falkensee.

Der Verf. ist bei seinen Keilschriftstudien zu der Ansicht gekommen, daß das Meerland *mât Tamtim* unmöglich auf das sumpfige Gebiet um die Euphrat- und Tigrismündung nördlich des Persischen Golfs beschränkt gewesen sein könne, wie bisher die communis opinio lautete. Er unterzieht daher alle das Meerland betreffenden Stellen in der Keilschriftliteratur von Sargon bis zur neubabylonischen und persischen Zeit, also von der Mitte des dritten Jahrtausends bis zum sechsten Jahrhundert vor Christo, einer erneuten gründlichen Prüfung und glaubt, ohne neue Quellen hierzu vorlegen zu können, zu dem Ergebnis gelangen zu müssen, daß das Meerland zwar auch die Gebiete Babyloniens am Persischen Golf umfaßte, zum größeren Teil aber sich weit in das Innere von Arabien hinein erstreckte (121). Ohne die genauen Grenzen angeben zu können, möchte der Verf. das eigentliche Südarabien und das Rubʿ al-ḫâlî nicht dazu rechnen, ebenso wenig die Syrische Wüste (93), sondern im wesentlichen das Gebiet zwischen ʿAqaba und dem Persischen Golf, also etwa Plinius' Arabia Deserta (158), in welchem er zugleich das Gottesland der alten Ägypter vermutet (171). Es ist das Gebiet des großen Nefûd, das als ursprüngliches Depressionsgebiet (159), als früherer Meeresgrund und auch seiner heutigen Bodengestaltung nach sehr wohl die Benennung Meerland verdient, und dessen alter Name *Tamtim* (auch *Tiamat* geschrieben, 36, 66) eventuell sogar in der modernen Bezeichnung Tihâma fortleben könnte (174). Wenn auch die innere Geschichte dieses Landes noch unbekannt ist (147), so lassen doch seine Erwähnungen in den bisher bekannten Keilschrifttexten schließen auf gewisse Perioden von Selbständigkeit mit eigenen Dynastien — ja die ganze neubabylonische Dynastie soll aus dem Meerland stammen (111) — abwechselnd mit Zeiten von Abhängigkeit, in denen das Meerland als Tribut gerade typisch arabische Produkte wie Gold, Edelsteine, Kamele und Wohlgerüche lieferte (155). Im ganzen hat das Meerland eine zähe Lebenskraft gezeigt und Assyrien wiederholt entscheidend beeinflußt. All dies setzt natürlich eine erhebliche Blüte und ganz andre Lebensbedingungen in diesem Lande voraus als heute dort herrschen, und so paßt denn auch dem Verf. Caetanis bekannte Inaridamento-Theorie ausgezeichnet zu seinen Ergebnissen (166).

Strikte Beweise kann der Verf. für seine These nicht vorbringen, da bekanntlich Ausgrabungen in diesem Gebiet bisher noch ganz fehlen (156). Er muß im wesentlichen mit Rückschlüssen, Argumenten ex silentio usw. arbeiten, die einzeln für sich zwar manchen Einwand zulassen, aber in ihrer Fülle doch ein erhebliches Gewicht besitzen, zumal der Verf. sie im allgemeinen mit Vorsicht gebraucht. Auch wer der Meinung ist, daß über diese ganze Frage hiermit noch nicht das letzte Wort gesprochen sei, wird also von jetzt ab wenigstens mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß das Meerland einen größeren Umfang und eine größere Bedeutung gehabt hat, als man bisher annahm. Auf alle Fälle war eine solche gründliche Nachprüfung aller auf das Meerland bezüglichen Stellen in der Keilschriftliteratur lehrreich und nützlich, und die vom Verf. aufgewandte große Mühe — die Fülle der Einzelheiten konnten wir nicht einmal andeuten — nicht vergeblich.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Ginzberg, E.: **Studies in the Economics of the Bible.** Philadelphia: Jewish Publication Society of America 1932. (70 S.) Angez. von J. Benzinger, Riga.

Der Verfasser erörtert die volkswirtschaftlichen Fragen, die sich mit der Manumissio der Sklaven, dem Sabbatjahr und dem Halljahr verbinden. Ist der Gesetzgeber des Halljahrs ein „gewiegter Staatsmann", oder ist dieses Gesetz eine „ganz undurchführbare Konsequenzmacherei aus der Sabbatidee?" Der Verfasser tritt für das erstere ein. Er findet, daß in dem Gesetz Lev. 25 in seiner jetzigen Form das Hauptgewicht auf der Freilassung der Sklaven liegt. Das Eigentumsrecht am Sklaven war ein beschränktes. Diese Beschränkung wurde nun auch auf den Besitz von Land übertragen. Das wurde erleichtert durch die alte Abneigung gegen jeden Wechsel im Besitz von Land, die Gepflogenheit des Rücklaufs und das Rückkaufsrecht des goel. So entstand die neue Eigentumstheorie, wonach das Land Eigentum Gottes ist, über welches der Mensch kein freies Verfügungsrecht hat. Natürlich weiß auch der Verfasser, daß das Gesetz vom Halljahr praktisch nie durchgeführt wurde. Daß die Vorstellung von Jahve als dem Eigentümer des Landes jung, erst exilisch sei, kann ich dem Verfasser nicht zugeben. Hos. 2 kann doch nur dies besagen: das Volk glaubt, daß die Baʿale die Eigentümer des Landes und Spender der Erträge sind; es weiß nicht, daß Jahve der Eigentümer (*baʿal*) des Landes ist, von dem alle Frucht herrührt.

Der Verfasser ist ein Volkswirtschaftler von Fach, welcher zugleich gute Kenntnis der hebräischen Sprache, des Alten Testaments und des Talmuds besitzt. Es ist sehr erfreulich, daß den palästinensischen Verhältnissen alter und neuer Zeit immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird von den Vertretern anderer Wissenschaftszweige, als nur der alttestamentlichen Wissenschaft und der Geographie. Wir Leute vom Alten Testament können immer davon lernen.

Schlatter, Prof. D. A.: **Die Theologie des Judentums nach dem Bericht des Josefus.** Gütersloh: C. Bertelsmann 1932. (VIII, 270 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, hrsg. von A. Schlatter u. W. Lütgert, 2. Reihe: Samml. wiss. Monographien, 26. Bd. RM 14 —; geb. 16 —. Bespr. von M. Dibelius, Heidelberg.

Adolf Schlatter, der Achtzigjährige, öffnet die Schatzkammer seiner Sammlungen und überliefert seinen Lesern das Material, das er in langen Jahren erarbeitet hat. Ursprünglich diente es seinen neutestamentlichen Studien; jetzt wird es in seinem Eigenwert zur Geltung gebracht. In dem vorliegenden Buch handelt es sich um Josephus. Schon früher hatte Schlatter in der Studie „Wie sprach Josephus von Gott?" die Gotteslehre des jüdischen Historikers dargestellt. Über das neue Buch könnte man als Titel setzen „Wie sprach Josephus von jüdischem Glauben und Leben?". Damit ist schon angedeutet, daß es sich hier zumeist um die Darbietung des Stoffes handelt, nicht um seine Würdigung in einem größeren Zusammenhang.

In der wissenschaftlichen Literatur gibt es nicht viel Darstellungen der Josephus-Schriften unter diesem Gesichtspunkt. Das hängt mit der eigentümlichen Stellung des Josephus in der Geistesgeschichte zusammen. Er ist als Schriftsteller nicht einer Gruppe zuzurechnen, weder dem Pharisäismus noch dem Hellenismus. Er entstammt einer Priesterfamilie und schließt sich den Pharisäern an; aber er endet als griechischer Literat. Er ist orthodoxer als die Hellenisten, aber seine Darstellung will oft eine neutrale von außen her sein. Und doch ist diese Stellung des unbeteiligten Beobachters oft nur angenommen, um eine bessere apologetische Wirkung zu erzielen. Wer die Josephus-Schriften als Quelle jüdischer Theologie benutzen will, muß immer auf der Hut sein, darf hellenistische Maske nicht für das echte Gesicht nehmen, darf aber andrerseits das vorhandene Echte nicht mißdeuten. Wenn sich Schlatters Arbeit bisweilen wie eine geschickte Zusammenstellung des aus Josephus Erlesenen liest, so wird der Kundige doch nicht verkennen und wird sichs durch manche Anmerkungen bestätigen lassen, daß die Darstellung auf gründlichster Text- und Sachkritik beruht.

Sachlich nach elf Themen geordnet hat Schlatter hier die Angaben des Josephus über die Religion seines Volkes zu Wort kommen lassen. Es ergibt sich eine reiche Ausbeute, und ich muß mich darauf beschränken, auf einiges hinzuweisen, was von allgemeinerem Interesse ist. Zweimal berührt Schlatter das religionsgeschichtliche Hauptproblem, das die Geschichte des Judentums in jener Zeit aufgibt: wie konnte das Volk weiter bestehen, als der Tempel zerstört war, wie konnte es ohne große Erschütterung aus einem Volk des Opferkultes eine Gemeinde werden, deren Kult das Wort war? Die Antwort lautet natürlich dahin, daß der Opferkult schon vor der Zerstörung Jerusalems seine Bedeutung verloren hatte. Zu groß war die Schar derer geworden, die an ihm nicht teilnehmen konnten. Der synagogale Ersatz des Gottesdienstes durch Hören und Lernen der Schrift war der Kult aller derer, die draußen im Reich waren, und dieser Teil der Judenschaft konnte gefühlsmäßig trauern, als der Tempel verloren war, brauchte sich aber nicht dadurch beraubt zu fühlen, daß der Opferaltar in Jerusalem und damit der Opferdienst ein Ende genommen hatte.

Aus der Art des jüdischen Gottesglaubens, aus der Bedeutung, welche die „Väter" für die jüdische Religion haben, leitet Schlatter in sehr einleuchtender Weise die Bedeutung der „Epiphanien" ab: sie sind die großen Ereignisse in der Geschichte des Volkes, weil Gott in ihnen die Verborgenheit aufhebt, die ihn vor den Menschen verhüllt. Wenn der Verf. sich die Grenzen seiner Darstellung weiter gesteckt hätte, wäre hier noch der Hinweis am Platze gewesen auf die Bedeutung, die ein solches „Erscheinen" Gottes im geschichtlichen Vorgang für die Theologie des Judentums hat. Gott bekennt sich durch solche außerordentlichen Ereignisse zu den Seinen, und zwar öffentlich, vor den Augen der Gegner, auf daß auch diese lernen, wo das Volk Gottes zu finden sei. Wenn so Josephus zum Sprecher des eigentlich jüdischen Gottesgedankens wird, so hat er anderswo die jüdische Theologie grundsätzlich verändert. Dem Tempel steht nicht der Himmel als Urbild gegenüber, sondern die Natur, und darum erhalten die Geräte des Tempels ebenso wie die Stücke der priesterlichen Gewandung eine Deutung auf die Elemente und Teile der Natur. Hier hat Josephus Stücke der hellenistischen Interpretation übernommen, und die Unsicherheit der Deutungen zeigt, daß es sich nicht um feste Traditionen, sondern um „moderne" Spekulationen von Schriftstellern handelt.

„Vom Griechen empfing der Jude nicht nur die Vorstellung ‚Natur', sondern auch die Vorstellung ‚Schicksal'." Der Verbindung dieses Gedankens mit dem jüdischen Gottesglauben hat der Verf. eine lehrreiche Untersuchung gewidmet; sie zeigt auf der einen Seite, daß Josephus die Einheit von Schicksal und Gottes Willen festzuhalten bemüht ist, auf der anderen Seite beweist sie, wie stark der Einfluß des εἱμαρμένη-Gedankens ist und wie „klein der Schritt aus dem Judentum zum Islam hinüber". Bezeichnend für die Kompromißlösungen des Josephus ist es, daß er zwar τὸ θεῖον neben θεός stellt und sogar τὸ δαιμόνιον neben τὸ θεῖον; daß er aber diesen hellenistischen Sprachgebrauch im allgemeinen nie auf die biblischen Ereignisse anwendet (einen Rückblick auf die πατέρων ἔργα δαιμόνια [bellum jud. 5, 377] ausgenommen). Ebenso bezeichnet die Wortwahl einen religiösen Standpunkt, wenn Josephus allen jüdischen Doxologien mit בָּרוּךְ zum Trotz das Verbum εὐλογεῖν nur dort braucht, wo es der biblische Sprachgebrauch nahelegt. Alle sonstigen Segnungen sind für ihn nichts anderes als Fürbitten; der seine Söhne segnende Jakob ist der ἐπευξάμενος τοῖς υἱοῖς κτῆσιν ἀγαθῶν. Ein Abrücken von der biblischen Überlieferung aus Gründen der Kritik zeigt sich auch in der Wunderfrage, aber nicht grundsätzlich, vom Gedanken der Natur aus, sondern nur gelegentlich, wenn das Wunder dem J. zu paradox erscheint, wie beim Durchzug der Israeliten durch das Rote Meer und bei der Rettung des Jona. Diese Ereignisse berichtet er, aber rückt zugleich in seinem Nachwort von der Erzählung ab.

Von besonderem religionsgeschichtlichen Inter-

esse ist der Abschnitt in Schlatters Buch, der die synkretistischen Elemente in dem Judentum des Josephus darstellt und mit dem etwas vieldeutigen Titel „die gnostische Gärung" überschrieben ist. Es handelt sich dabei um die Zauberpraxis, die unter Berufung auf Salomo im Judentum üblich wurde und in Rom vor Vespasian zu Erfolgen führte; es handelt sich aber ebenso um die Essener, die Josephus, selbst von Bewunderung erfüllt, auch den Griechen als Beispiel besonderer Tugenden vor Augen stellt. Ein drittes Beispiel jener „gnostischen" Gärung findet Schlatter in der Auffassung der Lehre als Philosophie und besonders in der hellenistischen Allegoristik.

An diesem Kapitel wird aber auch sichtbar, daß die Grenzen der Arbeit zu eng gesteckt sind, als daß sie ein volles Erfassen der beschriebenen Erscheinungen erlaubten. Man kann diese Dinge — und manche anderen — nicht nur von dem Bericht des Josephus aus behandeln. Schlatter hat diese Schwierigkeit empfunden und hat darum bei gewissen Abschnitten in Anmerkungen regelmäßig sowohl die rabbinischen Meinungen zur Sache als auch entsprechende Ausführungen Philos verbucht. Aber für die „gnostische" Bewegung reichen solche Parallelen nicht aus. Ein volles Sachverständnis würde auch eine gründliche Diskussion der Glaubwürdigkeit des Josephus und der Quellenfrage zur Voraussetzung haben müssen. Schlatter hat Ergebnisse der Quellenkritik mehrfach vorausgesetzt, die Glaubwürdigkeitsfrage aber nur angerührt. Dagegen ist das Buch reich an textkritischen Bemerkungen, die man mit Gewinn zur Kenntnis nehmen wird. Daß das Buch nützlich ist, auch in der Beschränkung, die der Verf. sich auferlegt hat, dürfte keines Beweises bedürfen. Schlatter selbst und mancher Leser wird vielleicht urteilen, daß es gerade wegen jener Beschränkung den Wert hat, den nur eine gewisse statistische Exaktheit verleiht. Und dieser Wert wird in erfreulicher Weise gemehrt durch ausgezeichnete Register in deutscher und griechischer Sprache.

Sukenik, Eleazar L.: **The ancient Synagogue of Beth Alpha.** An Account of the Excavations conducted on Behalf of the Hebrew University, Jerusalem. Jerusalem: At the University Press; London: Oxford University Press 1932. (58 S., 27 Taf., 50 Abb.) 4°. Bespr. von Carl Watzinger, Tübingen.

Am Nordfuß des Gilboagebirges, wo die Ebene Jesreel nach dem Jordantale zu sich erweitert, liegt der antike Wohnplatz Chirbet bēt ilfa, in dessen Nachbarschaft 1922 die jüdische Kolonie Beth Alpha angelegt wurde. Im Dezember 1928 stießen Kolonisten beim Graben einer Wasserleitung auf den wohlerhaltenen Mosaikfußboden einer antiken Synagoge, die dann 1929 von der Hebräischen Universität Jerusalem unter Leitung von Sukenik freigelegt wurde. Die Ergebnisse seiner Arbeit legt S. jetzt in einer prächtig ausgestatteten, erschöpfenden Publikation unter Heranziehung reichen Vergleichsmaterials vor.

Der nicht ganz winkelrecht aus Bruchsteinen mit Mörtel errichtete Bau von 14,20 m Breite und 15 m Länge mit der Vorhalle im Norden ist durch zwei Reihen von je drei feststehenden aufgemauerten Pfeilern und je einem Wandpilaster in drei Schiffe geteilt, denen in der Nordwand ein breiter Mitteleingang und zwei schmälere Seitentüren entsprechen. Der Vorhalle ist ein Hof von 9,65 m Tiefe mit Eingang von Westen vorgelagert. Aus dem westlichen Seitenschiff führt über Stufen eine Tür in einen höherliegenden Nebenraum, der vielleicht den Aufgang zur Frauenempore enthielt. Die Emporen selbst zogen sich einst über den beiden Seitenschiffen und über der Vorhalle herum, die in die Front des Gebäudes einbezogen ist. Zahlreiche Stücke von Flach- und Deckziegeln und Teile ihrer Mörtelunterlage fanden sich auf dem Fußboden des Mittelschiffes; die von S. vorgeschlagene Wiederherstellung des Baus mit Satteldach und offenem Dachstuhl ohne Überhöhung des Mittelschiffs ist nach dem Befund einleuchtend. Zwergsäulen mit Basen und Wulstkapitellen werden von der Galerie der Emporen stammen; das Polsterfragment eines späten ionischen Kapitells und ein spätes korinthisierendes Pfeilerkapitell sind die einzigen Reste von Architekturgliedern des Untergeschosses, dessen Wiederherstellung daher unsicher bleibt.

Im Innern läuft den Längswänden und der Südwand eine Steinbank entlang, die in jüngerer Zeit auch auf die Nordseite ausgedehnt wurde. Damals ist auch das kleine, auf zwei Stufen zugängliche, Bema aus Stein dem südöstlichen Pfeiler vorgesetzt worden. Das Mittelschiff lädt nach Süden in eine Apsis mit höher gelegtem Boden aus, zu dem drei schmale Stufen emporführen. Zwei runde Vertiefungen in der Plattform beiderseits der Treppe dienten wahrscheinlich zum Einlassen der hölzernen Träger für die Vorhänge, die den in der Apsis aufgestellten Thoraschrank verhüllten. Eine Darstellung dieser Säulen für den Vorhang findet sich nach S. auf dem bekannten vatikanischen Goldglas, dessen Bild, ein Thoraschrein mit zwei Säulen rechts und links inmitten einer dreiseitigen Arkade seit de Rossi gewöhnlich als Ansicht des Tempels von Jerusalem gedeutet wurde, so noch von Lietzmann, Die spätjüdische Katakombe von Monteverde 22ff. Die richtige Deutung auf die innere Säulenstellung einer Synagoge wie in tell ḥūm und den Thoraschrank inmitten gibt unabhängig von S. auch Rengstorff ZNW 1932, 33ff. Die an Säulen befestigten, zurückgezogenen Vorhänge auf zwei anderen Goldgläsern bestätigen diese Deutung.

Der bedeutsamste Schmuck der Synagoge sind die Mosaiken, die den Boden des Innenraums, der Vorhalle und des Hofes bedeckten. Auch der westliche Raum war nach auf dem Boden zerstreuten kleinen weißen und schwarzen Steinchen ebenso, nur einfacher ausgestattet. Im Mittelschiff sieht man von Süden nach Norden den Thoraschrein, umgeben von Kultgegenständen, den Zodiakus und die Opferung Isaaks dargestellt, umschlossen von einer Weinranke und rechteckigen Feldern mit Tieren. S. zieht zu dem ersten Bild die erhaltenen antiken Darstellungen des Thoraschreins aus Palästina heran und bespricht auch die neben ihm wiedergegebenen Gegenstände. Daß die beiden siebenarmigen Leuch-

ter zu den Seiten des Schreins zur Ausstattung der Synagogen gehören, was Rengstorff a. a. O. bestreiten wollte, wird durch die Inschrift von Side gesichert, in der auch die Kapitelle der beiden Säulen (für den Vorhang) genannt werden. Das viereckige, öfter dargestellte Gerät mit Stiel möchte ich aber nicht mit S. als Rollenbehälter, sondern eher als ein schaufelförmiges Räuchergerät deuten. Auch die Aufstellung zweier Löwen neben dem Schrein wird jetzt durch Funde plastischer Löwen aus Kalkstein in Chorazin und kefr bir'im bestätigt. Die neueren Ausgrabungen in Chorazin haben auch unsere frühere Vermutung als richtig erwiesen, daß dort ebenso wie in tell ḥūm ein steinerner Thoraschrank vorhanden war. Das Bild des Zodiakus im Mittelpunkt des Saales teilt die Synagoge von Beth Alpha mit der von Na'aran: beide Male nimmt der Sonnengott auf dem Viergespann das mittlere Rund ein, um das sich die 12 Zeichen des Tierkreises gruppieren. Die vier Eckzwickel füllen die Büsten der vier Horen mit Schulterflügeln als der Jahreszeiten. Alle Personen sind hier ebenso wie im Bild der Opferung Isaaks durch aramäische Beischriften bezeichnet. In kindlicher, primitiver Zeichenweise sind hier ursprünglich künstlerisch höherstehende Vorbilder wiedergegeben, deren Heimat von S. mit Recht in Alexandria und im Kreis des alexandrinischen Judentums gesucht wird. Zwei Inschrifttafeln am Eingang, die von einem Löwen und einem Stier flankiert werden, nennen in aramäischer Sprache die Stifter, die zur Zeit eines Kaisers Justinus zur Ausstattung der Synagoge beigetragen haben, und in griechischer Sprache die Meister (der Mosaiken) Marianos und seinen Sohn Hanina. Ob der genannte Kaiser Justinus I. (518 bis 527) oder II. (565—578) ist, läßt sich nicht sicher entscheiden, aber daß die Synagoge schon früher bestanden hat, lehrt ein Fund byzantinischer Münzen, der in einer, vielleicht einst als Schatzkammer dienenden Vertiefung hinter dem Thoraschrank bei der Grabung gemacht wurde. Nach dem Urteil von Regling müssen die Münzen der Zeit vor 498 angehören. Den Bildersturm, der sonst alle figürlichen Bilder in den palästinischen Synagogen heimsuchte, hat die Synagoge von Beth Alpha offenbar nicht mehr erlebt; sie wird wohl am Anfang des 7. Jahrh. durch ein Erdbeben zerstört und der Wohnplatz in den Wirren der Folgezeit bald aufgegeben worden sein.

In der Geschichte des Synagogenbaus bezeichnet dieser neue Fund einen bedeutsamen Wandel der Bauform, der sich nach dem 3. Jahrh., der Bauzeit der galiläischen Synagogen, vollzogen zu haben scheint. Durch die Verlegung des Eingangs auf die Nordseite bei unveränderter Orientierung nach Süden und durch die Anfügung der aus dem Baukörper ausladenden Apsis im Süden nähert sich die Form so stark einer christlichen Basilika, daß man am ehesten eine Beeinflussung von seiten des christlichen Kirchenbaus annehmen möchte. Diese Annahme gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß auch die anderen Synagogen, bei denen der gleiche Plan vorauszusetzen ist, die von dscherasch, Na'aran und umm el-kanātir, kaum älter als das 5. Jahrh. sein werden, der neue Typus also bisher nicht vor der Zeit der großen christlichen Basilikenbauten nachzuweisen ist.

Gandz, Solomon: The Mishnat ha Middot, the first Hebrew Geometry of about 150 c. e., and the Geometry of Muhammad Ibn Musa al-Khowarizmi, the first Arabic Geometry (C. 820), representing the Arabic Version of the Mishnat ha Middot. A new edition of the Hebrew and Arabic texts with introduction, translation and notes. Berlin: Julius Springer 1932. (IX, 96 S., 14 Abb., 4 Taf.) 4°. = Quellen und Studien zur Geschichte der Mathematik, Astronomie und Physik, hrsg. von O. Neugebauer, J. Stenzel, O. Toeplitz. Abteilung A: Quellen, 2. Band. RM 24 —. Bespr. von J. Ruska, Berlin.

Der Verfasser dieser Abhandlung greift ein Problem wieder auf, das zuerst 1864 von M. Steinschneider, dann 1880 von H. Schapira behandelt worden ist, merkwürdigerweise aber von M. Cantor in seinen „Vorlesungen" mit keinem Wort erwähnt wird, obgleich Schapiras Arbeit in der von Cantor herausgegebenen historisch-literarischen Abteilung der „Zeitschrift f. Math. und Physik" erschienen ist. So entging auch mir die Arbeit, als ich 1917 meine Studie zu M. b. Mūsā al-Ḫwārazmīs Algebra veröffentlichte; ich freue mich, jetzt wenigstens zu der Arbeit meines verehrten alten Lehrers Stellung nehmen zu können[1].

Steinschneider hatte unter den hebräischen Hss. der Münchener Staatsbibliothek einen hebräischen Traktat über Geometrie entdeckt, der den Titel *Mischnat hammiddoth* trug; er glaubte, in der Schrift arabische Einflüsse zu finden und die Zeit der Abfassung in das 9. oder 10. Jahrhundert setzen zu müssen. Schapira sah, daß der hebräische Text in ganz auffallender Weise mit dem Kapitel über die Messung in al-Ḫwārazmīs 'Algebra' übereinstimmte, setzte aber die Abfassungszeit in das zweite Jahrhundert nach Chr., also in die Zeit der Endredaktion der Mischna, und nahm für die beiden Texte eine gemeinsame griechische Quelle an.

Gandz geht bei seiner Untersuchung von den durch Neubauer entdeckten neuen Fragmenten des hebräischen Textes aus, die das Alter und die Echtheit des Traktats nach seinem Urteil außer Frage stellen. Als Verfasser kann mit großer Wahrscheinlichkeit Rabbi Nehemiah, der Herausgeber der *Tosefta*, vermutet werden: 'His special inclinations seemed to be for mathematical computations ... At about the same time, or one generation before R. Nehemiah (c. 150), we find in Palestine the mathematical school of Nicomachus of Gerasa (c. 100), who also wrote an „Introduction to Geometry". Alexandria, where there was the greatest Jewish community

---

1) Schapira ist 1840 zu Erswilken bei Tauroggen geboren; er war erst Rabbiner, begann dann 1868 mathematische Studien in Berlin unter Aronhold und kam, nachdem er von 1871—77 als Kaufmann in Odessa gelebt hatte, 1878 nach Heidelberg. Dort habilitierte er sich 1883 für Mathematik und wurde 1887 a. o. Prof. Seine Vorlesungen behandelten hauptsächlich funktionentheoretische Probleme. Er starb 1898 in Köln.

of the world, was at the same time the center of Greek mathematical interests.'

Wie soll man nun die auf weite Strecken fast wörtliche Übereinstimmung zwischen al-Ḥwārazmīs Kapitel über die Messung und dem hebräischen Text erklären? Der Schluß liegt nahe, daß die Geometrie al-Ḥwārazmīs weiter nichts als eine arabische Version der *Mischnat hammiddot* ist (Gandz, S. 63). Ein paar Zusätze ändern nichts am Gesamtbild, einige Weglassungen erklären sich aus dem rein jüdischen Charakter der betreffenden Stücke. Der Verfasser schließt weiter, daß al-Ḥwārazmī nicht die leiseste Beziehung zur theoretischen griechischen Mathematik gehabt habe: obgleich Euklids Geometrie zu seiner Zeit in der Übersetzung von al-Ḥaǧǧāǧ vorlag, wird sie von al-Ḥwārazmī ignoriert, ja er unterstreicht geradezu in der Vorrede zur Algebra, daß er ein Werk für den praktischen Gebrauch schreiben wolle: 'His Algebra impresses us as a protest rather against the Euklid translation and against the whole trend of the reception of the Greek sciences' (S. 66).

Ich kann in allem, was den Charakter der hebräischen Geometrie anlangt, den Ergebnissen des gelehrten Verf. beipflichten; seine Schlußfolgerungen über al-Ḥwārazmī und sein Verhältnis zur griechischen Mathematik scheinen mir aber weit übers Ziel zu schießen. Gandz betont selbst, daß die Geometrie al-Ḥwārazmīs nur praktischen Zwecken dienen sollte. Was hätte ihm und seinen Lesern also Euklid nützen können? Wer würde denn heute, wenn er ein Büchlein über Flächen- und Körperberechnung zu praktischen Zwecken herausgäbe, von euklidischen Definitionen und Beweismethoden Gebrauch machen? Und was könnte er über solche Berechnungen bei Euklid finden? Kann man aus dem Ignorieren Euklids wirklich schließen, daß dem großen Astronomen, der die Geographie des Ptolemäus bearbeitet hat, die griechische Geometrie unbekannt geblieben sei?

Es ist mir auch wenig wahrscheinlich, daß al-Ḥwārazmī den hebräischen Text selbst oder eine syrische Übersetzung benützt hat. Daß die *Mischnat hammiddot* in ihrem mathematischen Teil auf eine griechische Vorlage zurückgeht, wird ja vom Verfasser selbst angedeutet. Dieses griechische Elementarbuch oder seine syrische Übersetzung wird al-Ḥwārazmī wie Rabbi Nehemiah in Händen gehabt haben. Aus dieser, schon von Schapira vertretenen Annahme läßt sich die Ähnlichkeit der beiden Schriften wohl am einfachsten erklären. Jeder hat in seiner Weise frei über den Stoff verfügt und nach seinem Geschmack gekürzt, erweitert und umgestellt, ohne an den Grundlagen und dem wesentlichen Inhalt der Vorlage viel zu ändern.

Ich möchte noch besonders darauf hinweisen, daß die von Gandz neuherausgegebenen und übersetzten Texte durch eine Fülle von sachlichen und philologischen Anmerkungen erläutert sind. Leider verbietet es die Knappheit des Raumes, hier weiter auf sie einzugehen; sie werden jedenfalls reichen Stoff für neue terminologische Diskussionen bieten.

Semitistik, Islamistik.

Farès, Bichr Dr.: L'honneur chez les Arabes avant l'Islam. Étude de sociologie. Préface de M. Gaudefroy-Demombynes. Paris: Adrien-Maisonneuve 1932. (XIV, 226 S.) 8°. Angez. von Gustav Richter, Breslau.

Der Verf. bietet in der vorliegenden Arbeit eine historisch-soziologische Studie, die den Ehrbegriff als das wichtigste gesellschaftsbildende Prinzip unter den alten Arabern herauszustellen sucht. Die festen Vorstellungen von der Ehre erweisen sich als eine den Arabern gemeinsame weltanschauliche Grundlage, die seit den Tagen der Ǧāhilīja fest ausgebildet das ganze arabische Stammesleben so weitgehend beherrscht, daß man weder in weltanschaulicher noch sozialer Hinsicht von einer eigentlichen „Anarchie" der Wüstensöhne sprechen kann. Der Verf. hat nicht nur die altarabischen Dichtungen in allerreichstem Maße herangezogen, sondern auch weitgehend sekundäre Reflexe aus der späteren belletristischen Literatur. Nach einer gründlichen Analyse seiner Quellen stellt er beschreibend die einzelnen Elemente der Ehre heraus, erklärt sie terminologisch sehr eingehend und zeichnet aus den Ergebnissen ein systematisches, sehr geschlossenes Bild von der Struktur des altarabischen Lebens. Die Art und Weise, wie der Verf. die „solidarité" der Araber herausarbeitet, entbehrt nicht einer gewissen idealisierenden Tendenz, die besonders in den Auseinandersetzungen mit P. Lammens hervortritt. Im Ganzen aber scheint damit die erlaubte Spannweite des wissenschaftlichen Urteils keineswegs überschritten.

Da hier nur eine kurze Anzeige beabsichtigt ist, können wir auf Einzelheiten nicht eingehen. Zweifellos wird die wichtige Arbeit in der kommenden Forschung über die soziologischen Probleme des alten Arabertums sehr mit Nutzen zu Rate gezogen werden. Es ist zu bedauern, daß das Werk keinen Index besitzt, der die Übersicht besonders über die Terminologie wesentlich erleichtert hätte. Das reiche Literaturverzeichnis gibt ein gutes Zeugnis von der Belesenheit des Verfassers (Jacobs „Altarabisches Beduinenleben" hätte vielleicht noch verwertet werden können). Stichproben bestätigen die Zuverlässigkeit der Interpretation seitens des Verfassers, wie man sie von einem Schüler so anerkannter Arabisten wie P. Fauconnet, Gaudefroy-Demombynes, L. Massignon und Aḥmad Zakī Pascha wohl erwarten durfte.

Foster, F. H.: A Brief Doctrinal Commentary on the Arabic Koran. With constant reference to the Historical Sequence of the Suras. London:

The Sheldon Press [1932]. (VIII, 83 S.) kl. 8°. 3 s. Bespr. von Johann Fück, Dacca.

Foster beabsichtigt, die religiösen Grundlehren Mohammads nach der einzigen authentischen Quelle, dem Koran, in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzustellen, und glossiert zu diesem Zwecke einzelne Suren oder Surenstellen in ihrer zeitlichen Reihenfolge, wobei er Nöldekes Chronologie zugrunde legt (S. 4—63). Dann handelt er auf 7 Seiten die Ethik ab und faßt auf weiteren 3 Seiten das Resultat zusammen. Ein Sach-, ein Stellen- und ein Wortregister bilden den Schluß.

Es ist ein gewiß methodisch richtiger Grundsatz, daß der Koran aus sich selbst heraus erklärt werden müsse. Diese Aufgabe, reizvoll und lohnend, erheischt zunächst eine peinlich genaue Erforschung des koranischen Sprachgebrauchs; Lanes Wörterbuch und die vorhandenen Übersetzungen reichen dafür durchaus nicht aus. Aber der Theologe F. ist an dieser philologischen Kleinarbeit nicht interessiert. Ihm kommt es nicht so sehr auf eine bloße Darstellung als vielmehr darauf an, Mohammads Lehren mit denen des Protestantismus zu vergleichen und danach zu beurteilen. Er beschränkt sich deshalb im allgemeinen auf die „theologischen" Probleme (wie z. B. die Lehre von Gott, die Christologie, Prädestination und Willensfreiheit usw.), während er anderes (selbst so wichtige Begriffe wie *ḥaǧǧ, ṣaum, zakāt*) nur beiläufig streift und Sprachliches (im wesentlichen im Anschluß an Lane) nur dann erörtert, wenn es sachlich seine Auffassung stützt. Dies tritt besonders gegen Ende des Büchleins deutlich zutage, vor allem in den Abschnitten „Ethics" und „Conclusion", wo F. zu dem Ergebnis kommt, daß alles Wesentliche in Mohammads Lehre mit den grundlegenden Prinzipien des Christentums übereinstimme. Daraus verspricht er sich „the programme of a conciliatory approach of Christian labourers for Muslims, who should build the higher life of a purer and larger faith on what the Muslim already has."

Ortiz, P. José López, O. S. A.: **Derecho Musulmán.** Barcelona-Buenos Aires: Editorial Labor [1932]. (239 S.) kl. 8°. = Colección Labor, Biblioteca de Iniciación Cultural, Sección VIII, Ciencias Jurídicas, No. 322. Bespr. von Joseph Schacht, Königsberg i. Pr.

In der unserer Sammlung Göschen vergleichbaren Colección Labor, in der bereits eine Historia de la España musulmana (Nr. 69) und eine Historia de la Literatura Arábigo-Española (Nr. 164—5) von A. González Palencia erschienen sind, veröffentlicht der den Lesern der OLZ bereits durch seine Recepción de la Escuela Malequí en España (Jahrg. 1933, Nr. 10, Sp. 629) rühmlich bekannte P. José López Ortiz eine allgemeinverständliche, aber auf tiefer Sachkenntnis beruhende Einführung in das islamische Recht.

Der Stoff wird in einer Einleitung und vier Kapiteln dargeboten, die zusammen in 29 Paragraphen zerfallen, von denen ein jeder mit einer kurzen europäischen Bibliographie versehen ist: Einleitung: Allgemeines; Soziale und wirtschaftliche Struktur der muhammedanischen Länder. Kapitel I: Rechtsquellen; Rechtswissenschaft. Kapitel II: Öffentliches Recht, und zwar: Souveränität und Verwaltung; Heer; Steuer; Rechtsprechung; Prozeß; Delikte und Strafen; Rechtslage der Nicht-Muhammedaner. Kapitel III: Rituelles Recht. Kapitel IV: Personen-, Familien-, Güter-, Verkehrs- und Erbrecht, und zwar: Rechtsfähigkeit; Geschäftsfähigkeit; Sklaven; — Ehe; Auflösung der Ehe; Familie; — Eigentum; Iura in re aliena; — Obligationen; Kontrakte; — Intestaterbrecht; Legate. Es folgen ein Sach- und ein Personenindex.

Die Darstellung geht von den neuesten Ergebnissen der islamischen Rechtsforschung aus und behandelt auch Punkte, die in den bisherigen Handbüchern weniger Beachtung fanden. Besonders in die Paragraphen 8 und 9 über Rechtsprechung und Prozeß hat der Verf. Ergebnisse seiner eigenen Forschungen eingearbeitet, auf deren ausführlichere Darlegung wir hoffen dürfen (vgl. nunmehr: La Jurisprudencia y el estilo de los tribunales musulmanes de España, SA aus: Annuario de Historia del Derecho Español, Madrid 1933). Als Einführung in das Studium des islamischen Rechts und zuverlässige Informationsquelle für ein breiteres Publikum ist das Buch, das in der vordersten Reihe der europäischen Handbücher steht, warm zu empfehlen.

Creswell, K. A. C., F. S. A., Hon. A. R. I. B. A.: **Early Muslim Architecture.** Umayyads, early ʿAbbāsids and Ṭūlūnids. Part I: Umayyads. A. D. 622—750. With a Contribution on the Mosaics of the Dome of the Rock and of the great Mosque at Damascus by Marguerite van Berchem. Oxford: At the Clarendon Press 1932. (XXV, 414 S., 81 Taf.) 2°. £ 10. 10.—. Bespr. von C. Watzinger, Tübingen.

Der vorliegende starke Folioband bildet den ersten Teil einer erschöpfenden Veröffentlichung der frühmuslimischen Architektur aus den ersten drei Jahrhunderten des Islam, die von Creswell als Einleitung zu einem von ihm geplanten monumentalen Werk über die muslimischen Bauten Ägyptens gedacht ist, und umfaßt die Epoche der Umayyaden von 622 bis 750. Diese erste Glanzzeit des Kalifats ist auch auf dem Gebiete der Architektur von weltgeschichtlicher Bedeutung gewesen, weil damals die Grundlagen geschaffen wurden, aus denen die neue islamische Baukunst und letzten Endes auch große Teile der europäisch-mittelalterlichen herausgewachsen sind. Dieser erste Band bietet ein doppeltes Interesse: Wie die antike Architektur und Dekorationskunst Syriens unter den Umayyaden eine letzte große Nachblüte, wenn auch in Verbindung mit Einflüssen aus Mesopotamien und Ägypten erlebt, das macht diese Zeit so wichtig für den Archäologen, der den Beitrag Syriens zum Werden der spätantiken Kunst zu würdigen sucht. Der Geschichtsschreiber der islamischen Kunst wird vor allem fragen, wie weit in dieser neuen Reichskunst, an deren

Schöpfung Architekten und Künstler aus dem ganzen Herrschaftsgebiet des Kalifats beteiligt sind, schon die Keime zur späteren Entwicklung der islamischen Baukunst gelegt worden sind. Für die Lösung dieser Probleme hat C. einen sicheren Grund gelegt, er hat nicht nur fast alle in diesem Band beschriebenen Monumente selbst untersucht, sondern auch den größten Teil neu aufgenommen. Mit dem scharfen Auge des Technikers verbindet sich bei ihm eine gründliche Kenntnis der Arbeit seiner Vorgänger und eine besonnene Kritik der arabischen Überlieferung. So ist dieser erste Band des geplanten großen Werkes ein unentbehrliches Hilfsmittel für jede weitere Arbeit auf diesem einst so umstrittenen Gebiete, und dem Dank des Verf. an König Fuad I von Ägypten, ohne dessen Unterstützung eine so weitschauende Aufgabe nie hätte unternommen werden können, wird jeder Benutzer aus voller Überzeugung sich anschließen.

Im Mittelpunkt des Bandes stehen die beiden ältesten großen Baudenkmäler des Islam in Syrien, der Felsendom des ʿAbd el-Malik in Jerusalem und die Moschee des el-Walīd in Damaskus. Die Zeit, die diesen monumentalen Bauten vorausliegt, von der Eroberung Palästinas an bis zum Ende des 7. Jahrh., wird von C. als die primitive Epoche der Baukunst des Islam zusammengefaßt. Für die Dauer errichtete Bauten waren den Arabern vor Muhammed überhaupt unbekannt; die ersten Moscheen, die sie in den eroberten Ländern, Palästina und Syrien, Ägypten und Persien erbaut haben, stellen noch nicht den Anspruch, Architektur zu sein. In Syrien hat man mit Vorliebe christliche Kirchen in Moscheen umgewandelt; die Moschee in Ḥamā zeigt die Einbeziehung der dreischiffigen Basilika als Gebetshalle mit den auf der Nordseite durchgebrochenen Eingängen; als Hallenstützen verwendet man auch Spolien aus älteren Bauten, z. B. Marmorsäulen von einem lachmidischen Bau in el-Ḥīra beim Neubau der Moschee in Kūfa (637). Nach dem Muster der Kanzel in ostgriechischen Kirchen ist damals, zuerst in der Moschee des ʿAmr in el-Fusṭāṭ (641/2), der hölzerne Minbar eingeführt worden. Unter Muʿāwija treten die Maḳṣūra und die Minarets an den vier Ecken des Moscheehofes hinzu, diese in Nachahmung der vier Ecktürme des Tempelbezirks in Damaskus, der Residenz der Umayyaden.

Die eingehende Prüfung des Baubestandes der Kubbet eṣ-Ṣachra führt zunächst zum einwandfreien Nachweis des schon von dem Architekten Mauss erkannten Proportionssystems, auf dem die harmonische Wirkung des Baus beruht. Die Bauform wird nach dem Vorgang der arabischen Überlieferung an die Anastasis des Konstantin angeknüpft und in den Zusammenhang der spätantiken oktogonalen Zentralbauten eingeordnet. Von dem Schmuck im Inneren werden die Bronzeverkleidungen an den Unterseiten der 24 hölzernen Ankerbalken, die oberhalb der Kämpfer der Kapitelle die Bogen des inneren Oktogons verbinden, zum ersten Male veröffentlicht und damit eine wahre Fundgrube für unsere Kenntnis der Stufe, die das spätantike Ornament in Syrien zur Zeit der Umayyaden erreicht hatte, erschlossen. Ein weiterer wertvoller Fortschritt über alle Vorgänger hinaus liegt in der Veröffentlichung und sorgfältigen Analyse der heute noch erhaltenen Mosaiken des Felsendoms durch Marguerite van Berchem. Das wichtigste Ergebnis ihrer Untersuchung ist der Nachweis, daß der Grundstock der Mosaiken ein einheitliches Ganze aus der Zeit des ʿAbd el- Malik bildet — die Mosaiken an den Außenwänden und an der Innenseite der Rundarkade sind verschwunden — und trotz mancher Restaurationen aus späterer Zeit noch die ursprüngliche Komposition bewahrt hat; denn damit werden diese Mosaiken zum wichtigsten Zeugnis für die Höhe und den Reichtum, den am Anfang des 8. Jahrh. die dekorative Kunst Syriens als Abschluß einer langen, im einzelnen noch aufzuhellenden Entwicklung erreicht hatte. Richtig unterscheidet M. van Berchem die beiden Hauptströmungen im Ornament, von denen die griechisch-römische naturalistische über die ornamentalflächenhafte, die wohl im ʿIrāḳ zu Hause ist, noch weit überwiegt. Auf syrischem Boden wiederholen sich hier noch einmal dieselben Gegensätze, die schon Jahrhunderte vorher auf italischem Boden an der Ausbildung des 3. und 4. pompeianischen Stils beteiligt sind.

Von der großen Moschee des el-Walīd in Damaskus bietet C. eine neue Aufnahme des Grundrisses, durch die alle früheren Pläne ersetzt werden, und schließt an die Baubeschreibung eine Zusammenstellung und Kritik der arabischen Überlieferung an. Das Ergebnis, zu dem er gelangt, weicht von der letzten Behandlung des Gegenstandes durch Wulzinger und den Verf. dieser Anzeige in Damaskus I und II und dem im wesentlichen uns zustimmenden Aufsatz von Dussaud in Syria III 232ff. darin ab, daß C. die dreischiffigen Arkaden mit dem Transept nicht als Teile einer zur Moschee umgebauten byzantinischen Kirche aus der Zeit des Heraklius, sondern als den durch byzantinische Baumeister ausgeführten Neubau der Moschee des el-Walīd ansieht. Da der steinerne Kuppelbau durch die Inschriften auf den vier Verstärkungspfeilern im Innern auf das Jahr 1082/3 als Werk des Malik Schāh datiert ist und offenbar erst nach dem Brand der hölzernen Kuppel des el-Walīd von 1069 errichtet ist, so fällt der für uns entscheidende Grund fort, den vorhergehenden Bauzustand der Zeit des el-Walīd abzusprechen. Diese wichtigen Inschriften waren uns, da sie bei der Erneuerung der Moschee nach dem Brande des J. 1893 in die Medrese des Malik el-ʿĀdil verbracht worden waren, unbekannt geblieben. Mit Recht macht C. geltend, daß der einzigartige Plan, die ungewöhnliche Größe und die gleiche Weite und Höhe der Schiffe gegen die Deutung des Baus als Kirche sprechen; auch wäre das Schweigen der Überlieferung über einen Kirchenbau des Heraklius in Damaskus um so auffallender, da über seine Kirchenbauten in Jerusalem und in dem benachbarten Amida ausdrücklich berichtet wird. Die Baugeschichte wird damit wesentlich vereinfacht; denn es muß dann angenommen werden, daß der antike Tempel bis zur Erbauung der Moschee den Christen als Kirche gedient hat, und die arabische Überlieferung über die Teilung der Kirche zwischen Christen und Muslim vor der Zeit des el-Walīd muß dann auf den ganzen antiken Temenos bezogen werden, an dessen östlichen Teil die arabischen Eroberer ihre Moscheehalle mit dem Miḥrāb der Genossen des Propheten zunächst angebaut haben. Freilich ist über der Kultstätte mit dem Haupt des Johannes auch für diese Zeit schon eine christliche Anlage vorauszusetzen, so daß Teile der

Arkaden im Osten wie im Westen schon vor dem Bau des el-Walīd bestanden haben können.

C. hat auch zu unserer Beurteilung des antiken Baubestandes des großen Tempelbezirkes Stellung genommen, doch können wir ihm darin nicht durchweg folgen. Er glaubt, daß die Langräume im Westen und Osten zwischen den Türmen nicht antik seien, weil sie nicht in Verbindung mit den Türmen und den Außenmauern stehen. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß die Torkammern bei einer antiken Toranlage nicht zu entbehren sind; das im Osten einst sichtbare Mauerwerk ihrer Wände hat auf uns einen durchaus antiken Eindruck gemacht. Daß die übrigen Zwischenwände späterer Entstehung sind, haben auch wir im Plane vermerkt. Daß man die inneren Längswände nicht eingebunden hat, erklärt sich schon aus der Rücksicht auf die stärkere Senkung, denen die gewaltigen Lasten der Türme und der Außenmauern ausgesetzt sein mußten. Auch würde das Fehlen dieser Innenwände zwischen Türmen und Torkammern ein baugeschichtlich ganz unwahrscheinliches Bild ergeben. Wenn sie wirklich in ihrem Aufbau nicht mehr antik sein sollten, so stehen sie sicher auf der Stelle der antiken Mauern. Die sonstige Kritik an unseren Aufnahmen übersieht, daß uns eine Neuaufnahme, besonders des Inneren der Moschee, verwehrt war. Wir mußten uns darauf beschränken, unsere einzelnen Beobachtungen in die zu diesem Zweck vergrößerten Pläne von Dickie und Spiers einzutragen. Eine Längenmessung konnten wir z. B. nur auf der äußeren Westseite vollständig durchführen, und ein Teil der Innenräume des Bezirkes ist uns überhaupt unzugänglich geblieben. In der relativen Chronologie der antiken und islamischen Anlage stimmen wir mit Creswell vollkommen überein. Wenn auch nicht Umbau einer byzantinischen Kirche aus der Zeit kurz vor der arabischen Eroberung, bleibt die Moschee des el-Walīd doch ein nach byzantinischen Vorbildern von christlichen Architekten und Werkleuten errichteter Bau, und dieser Eindruck verstärkte sich einst noch durch den reichen Schmuck an Mosaiken, mit denen el-Walīd die Innen- und Außenwände der Moschee und die Arkaden ihres Hofes hatte überziehen lassen.

Durch den Brand des Jahres 1893 und die rücksichtslose Restauration der Moschee schien der kostbare Schmuck der Mosaiken bis auf geringe Reste verloren zu sein, da gelang es seit 1928 Eustache de Lorey, unter dem Verputz, der die Arkadenwände des Hofes bedeckte, große Teile des alten Schmuckes wiederaufzudecken und an Ort und Stelle zu erhalten (vgl. de Lorey, Mon. Piot 1930, 111 Taf. 10. 11; Syria 12, 1931, 326). Die besterhaltenen Mosaiken hat C. jetzt nach eigenen Aufnahmen und nach Photographien von de Lorey neu veröffentlicht, und M. van Berchem widmet ihnen eine besondere Studie unter Heranziehung der arabischen Überlieferung über den Mosaikschmuck der Moscheen zur Zeit der Umayyaden. In den großen Bildfeldern offenbart sich noch intensiver als in den rein ornamentalen, 20 Jahre älteren Mosaiken des Felsendoms die ungebrochene Kraft der antiken Tradition in der syrischen Dekorationskunst dieser Zeit. Die Flußlandschaften mit den großen Bäumen im Vordergrund, den Häusergruppen und Palästen, ein Idealbild der vom Barada durchströmten Gärten von Damaskus mit ihren Bauten und Lustschlössern, lassen sich in ihrer Komposition bis auf die Städtebilder der Wände der Villa von Boscoreale zurückverfolgen, erweitern aber zugleich in überraschender Weise das Bild der spätantiken Malerei Syriens, von deren inhaltlichem Reichtum bisher nur die Beschreibungen der Wand- und Deckenmosaiken christlicher Kirchen Zeugnis ablegten. Diese Landschaftsbilder, die in ihrer Frische und Bewegtheit wie ein letzter Abendglanz griechischer Malerei wirken, verlangen über die kurzen Hinweise M. van Berchems hinaus nach einer eingehenden Würdigung ihrer Stellung innerhalb der Geschichte der antiken Malerei.

An die Moscheen schließt C. die profanen Bauten an, zunächst die kleinen Lustschlösser der Umayyaden im Ostjordanland, Stein gewordene Beduinenzelte mit anschließendem Bad, Ḳuṣair ʿAmra und Ḥammām eṣ-Ṣarach. Das von Musil entdeckte Ḳusair ʿAmra mit seinen berühmten figürlichen Wandbildern wird nach Nöldeke, Littmann und van Berchem in das Ende der Regierung des el-Walīd zwischen 711 und 715 datiert. Diese Bilder mit ihren griechischen und arabischen Beischriften von der Hand syrischer oder aramäischer Meister sind den Wandbildern von Palmyra und den neu gefundenen von Dura nahe verwandt. Die Bilder des Zodiakus, der die Kuppel des Caldariums im Badehaus schmückt, werden von Saxl an der Hand neuer photographischer Aufnahmen Creswells behandelt; auch sie bestätigen den spätklassischen Ursprung von Stil und Inhalt der Malereien. Das dem Koran noch fremde Bilderverbot, das erst von den Ḥadīth proklamiert wird, ist wahrscheinlich unter jüdischem Einfluß in der Zeit nach el-Walīd wirksam geworden. Aus einem Exkurs über die Geschichte der Kuppel über dem Quadrat und die Entwicklung des Pendentifs sei hervorgehoben, daß in Syrien das echte sphärische Dreieckspendentif schon den römischen Architekten um die Wende des 2. und 3. Jahrh. bekannt war. Die späte Datierung der Flachkuppeln mit Pendentifs des Doppeltors und des Goldenen Tors am Tempelplatz in Jerusalem in die Zeit des Modestos Anfang des 7. Jahrh. scheint mir allerdings auf irriger Interpretation der literarischen Überlieferung zu beruhen und den älteren, dazu noch unter sich verschiedenen Dekorationsformen der beiden Tore zu widersprechen.

An der Hand einer neuen Aufnahme des Minarets der großen Moschee in Ḳairawān aus der Zeit des Hischām, geht C. noch einmal auf die Frage der Herkunft des viereckigen Minarets in Syrien ein und bestätigt die Ableitung von den syrischen Kirchtürmen und Turmhäusern. Die Bauform der großen befestigten Wüstenschlösser, die C. von den römischen und byzantinischen Kastellen des arabischen Limes ableitet, hängt vielleicht noch unmittelbarer mit den römischen befestigten Kaiserpalästen wie dem des Gallienus in Antiochia zusammen. Die ältesten, die beiden Festungen von Ḳaṣr el-Ḥair n. ö. von Palmyra an der Straße von Aleppo nach Baghdad werden in neuen Aufnahmen von Creswell und Gabriel vorgelegt; die Moschee in dem großen Schloß erweist sich dadurch als Nachahmung der Moschee in Damaskus. Aus der Verbindung von syrischem Werksteinbau mit mesopotamischem Ziegelwerk und Stuckdekorationen erschließt C. den umayyadischen Ursprung und findet die Bestätigung in der arabischen Überlieferung, die zwei Kastelle des Hischām in der Wüste in der Nähe von Rusāfa bezeugt (anders Gabriel, Syria 8, 1927, 302; 13, 1932, 317). Auch für die Schlösser von Mschattā und Ḳaṣr eṭ-Ṭūba hat C., wie mir scheint, die von Littmann und Herzfeld schon lange vertretene umayyadische Entstehung endgiltig gesichert. Wie hier in der Baugestaltung mesopotamische und syrisch-römische

Elemente eine neue Verbindung eingehen, weist ebenso auf die frühislamische Epoche hin wie die berühmte Fassadendekoration, in der sich sassanidische, syrische und koptische Ornamentmotive zu einer unauflösbaren Einheit durchdringen. Der Dreiapsidensaal des Palastes in Mschattā gibt C. Gelegenheit, die Geschichte dieser Raumform von dem Caldarium römischer Bäder (dabei ist die wichtige Aufarbeitung der Typen durch Krencker, Trierer Kaiserthermen I nicht herangezogen) und ihrer Übertragung auf Repräsentationsräume der Kaiserzeit bis auf die Apsisgestaltung christlicher Kirchen zu verfolgen. Daß er der Vincent-Abelschen Hypothese des Umbaus der konstantinischen Geburtskirche in Bethlehem durch Justinian trotz der überzeugenden letzten Widerlegung durch Weigand in ZDPV 1923, 193 noch Glauben schenkt, kann ich mir nur so erklären, daß C. den Baubestand an Ort und Stelle nie selbst nachgeprüft hat. Den Schluß des Bandes bildet eine neue Untersuchung der schon von Preusser aufgenommenen Moschee in Ḥarrān, deren Baugeschichte noch der Aufklärung durch Ausgrabungen bedarf.

Erst aus dieser Zusammenschau des gesamten Bestandes der Denkmäler des frühen Islam tritt deutlich hervor, wie groß der Anteil Syriens als des Mittelpunktes des Reiches der Umayyaden an der Entstehung einer islamischen Baukunst gewesen ist. Wenn die überraschende Verschiedenheit in Form und Dekoration der hier vereinigten Bauten vielfach Bedenken gegen ihre fast gleichzeitige Entstehung in den letzten 60 Jahren der Umayyadenherrschaft hervorgerufen hat, so erkennt man den tieferen Grund ihrer Verschiedenheit jetzt darin, daß eine Tradition islamischer Baukunst erst geschaffen werden mußte, daß die verschiedenen Bauaufgaben religiöser und profaner Art jede in ihrer Weise aus der bodenständigen syrischen Tradition heraus gelöst wurden und daß die neu eroberten Länder, Irāḳ und Ägypten, gerade erst ihren Einfluß auszuüben begannen. Dem Dank der Orientalisten und Archäologen an den ausgezeichneten Kenner der islamischen Kunst für alle diese neue Einsicht sei der Wunsch angeschlossen, daß es seiner Spannkraft gelingen möge, das geplante große Werk erfolgreich durchzuführen.

Beichert, Eugen: **Die Wissenschaft der Musik bei al-Fârâbî.** Ein Beitrag zur mittelalterlichen Musiktheorie. Regensburg: Friedrich Pustet 1932. (48 S.) gr. 8°. = Sonderabdruck aus dem Kirchenmusik. Jahrbuch 1932. Bespr. von J. Müller-Blattau, Königsberg i. Pr.

Die 48 Druckseiten dieser Arbeit, die den Kerninhalt einer in W. Gurlitts Seminar entstandenen Freiburger musikwiss. Diss. bildet, sind das Beste, was bisher über den arab. Einfluß auf die mittelalterliche Musiktheorie geschrieben wurde. Die „Einleitung" gibt eine umfassende Forschungsgeschichte dieses Einflusses. Dann folgt eine Quellenbeschreibung der musiktheoretischen Werke al-Fârâbîs. An seinen philosophischen Einleitungsschriften wird sodann die Einreihung der Musik in das System der Wissenschaften behandelt. „De ortu scientiarum" ordnet, alter Tradition (Alypius, Cassiodor) folgend, die „ars musica" als Wissenschaft von der metrischen, melischen und gestischen Bewegung unter die einleitenden „erziehlichen" Fächer der Mathematik. „De scientiis" aber faßt die Musik (wieder im Rahmen der Mathematik) als ein auf der Sinnesempfindung des Klanghörens bezogenes Gegenstandsgebiet, ihre Wissenschaft als „Arithmetik akustisch gegebener Klangerscheinungen von bestimmter harmonischer Gestaltung". Hier wird erstmalig der große Unterschied zwischen der geistigen Tätigkeit des spekulativen Musikers und der handwerklichen des aktiven Musikers entwickelt, der seitdem die ganze mittelalterliche Musiktheorie durchzieht. Dieser „Wissenschaft von der Musik" ist schließlich das „große Buch der Musik" Al-Fârâbîs gewidmet. Es reiht, nach Beicherts klar begründender Darstellung, an eine musikalische Begriffslehre eine ausführliche Lehre vom musikalischen Urteil, in der Musik als Erscheinung erkannt und die Musik als Lehre kritisch gesichtet wird. Hier wurde Al-Fârâbî der Wegbereiter der abendländischen Musikwissenschaft überhaupt!

---

1. **Hartmann**, Dr. Johannes: **Die Persönlichkeit des Sultans Saladin im Urteil der abendländischen Quellen.** Berlin: Verlag Dr. Emil Ebering 1933. (131 S.) gr. 8°. = Historische Studien, Heft 239. RM 5 —.
2. **Ricard**, Robert: **Un Document portugais sur la place de Mazagan au début du XVII^e siècle.** Traduction française avec introduction et commentaires. Paris: Paul Geuthner 1932. (V, 81 S.) gr. 8°. = Publications de la Section historique du Maroc. Documents d'Histoire et de Géographie Marocaines, 2. 20 Fr. Angez. von R. Hartmann, Göttingen.

1. Dankenswerte gute Zusammenstellung der zeitgenössischen abendländischen Urteile. Fragestellung oft zu wenig vom mittelalterlichen Denken ausgehend. Die Stoffanordnung verdeckt die wichtigste Frage nach dem Grund der Verschiedenheit der Urteile (hier Abendländer aus dem Abendland, dort Franken des hl. Landes), der nur im Anhang stärker zum Ausdruck kommt.

2. Gut lesbare französische Übersetzung einer 1916 herausgegebenen, von Jorge de Mascarenhas, 1615—1619 Gouverneur von Mazagan, stammenden schlecht redigierten und schlecht überlieferten Denkschrift über Mazagan und die Methode der Kriegführung gegen die Marokkaner. Gute Einleitung, lehrreiche Anmerkungen; als Anhang andere portugiesische Dokumente zum Gegenstand in Übersetzung.

---

1. **Brunot**, L.: **Textes arabes de Rabat.** I: Textes, Transcription et Traduction annotée. Paris:

Paul Geuthner 1931. (XXX, 207 S.) gr. 8°. = Publications de l'Institut des Hautes Études Marocaines, Tome XX. 150 Fr.

2. **Sbihi**, Si Ahmed: **Proverbes inédits des vieilles femmes marocaines.** Nadir des Habous Kobra de Meknès. Trad. et commentés par A. Benchehida. Zu beziehen durch P. Geuthner, Paris [1931]. (358 S.) 8°. 40 Fr. Bespr. von E. Pröbster, Neustadt/Orla.

1. An Texten in den *ḥaḍarīja*-Mundarten der hauptsächlichen Städte der französischen Marokkozone gab es bisher nur Kampffmeyers Texte aus Fes, Berlin 1909, und Brunots Textes en arabe du dialecte de Rabat, Fes 1918. B.s Sammlung wurde den Vorlesungen über Marokkanisch-Arabisch am Institut des Hautes Etudes Marocaines als unentbehrliches Hilfsmittel zugrunde gelegt; aber sie war nur eine Art Schulbuch, dem jeder wissenschaftliche Apparat fehlte. Es ist daher besonders zu begrüßen, daß er sie — „um sie zur Grundlage einer linguistischen Studie über den Rabater Dialekt zu machen" — einer eingehenden Neubearbeitung unterzogen hat, deren erster Teil die Lesestücke in arabischem Text, in Umschrift, in Übersetzung und mit Kommentar (Notes) gibt, während der zweite Teil das Glossar bringen wird, das die Rabater Mundart „als den direktesten Erben der andalusischen Dialekte" ausweisen soll. Dem vorliegenden ersten Teil werden recht beachtenswerte Ausführungen über die verschiedenen Idiome in Rabat voraufgeschickt; aber es wird dabei über die beiden Gewährsmänner des Verf. nur mitgeteilt, daß sie „fqihs" und „enfants des écoles d'indigènes et marchands de souq" sind, und daß sie, „Mohammed b. Brahim el-Ḥažui, qui a dicté les textes, et Mohammed b. Daoud, qui les a abondamment commentés, parlent leur dialecte avec une verve, une recherche des expressions propres et des tournures imagées qui retiennent sans cesse l'attention de la plus agréable manière." Man hätte über sie gern etwas Näheres erfahren, insbesondere deshalb, weil sie die Sandhi-Regeln mit einer Konsequenz durchführen, für die man in den sehr gründlichen Aufnahmen A. Fischers keinen Anhalt findet.

Es ist ja aus Fischer's Marokkanischen Sprichwörtern S. 36 Anm. 1 bekannt, daß fast jedes vokallose *n* im Wortauslaut bei schnellem Sprechen mit folgendem *l* zu *ll* verschmilzt. Aber im vorliegenden Text wird auch das auslautende vokallose *r* dem folgenden *l* assimiliert. So wird z. B. كاتدير المراة (6, 4; vgl. 44, 3) zu *kaddîl lᵕmra*; سرلدارك (34, 3) zu *sîl lḍârᵕk*; غير العينين (44, 11; vgl. 8, 12; 48, 23) zu *γêl lᵕʒînin*; فى ساير الايام (50, 20) zu *fsâil liyâm*, während قلنا (22, 3) als *qonna* begegnet. Für den Übergang von ع + ه zu ح finden sich Beispiele wie بنيعها (6, 15) = *ibîḥḥa*; باعها (6, 18) = *baḥḥa*; فى موضعها (42, 4) = *fmuṭᵕḥḥa*. Bezüglich der Zischlaute wären zu erwähnen: فى شى سيّد (2, 4; 4, 20; 12, 16 u. a. = *fsi siid*; كاينسجوا (30, 6) = *kainéžžu*; السجادة (12, 22; 14, 1) = *ssᵕddâza*. جيث جازت (66, 15) wird *ḥid dâzᵕt*. Das ه geht nicht nur in ها und هم gelegentlich verloren, z. B. فى حالاتهم (36, 19) = *ḥâlaṭum*; بيناتهم (64, 9) = *binâṭum*; وكايسيّهم (36, 17) = *ukaisiiibûm*; منها (32, 20) = *mᵕnna*; وفى راسها (42, 20) = *uṛrâṣa*; وهرّسها (82, 17) = *uhárrẽsa*. Auch الفقيه (48, 11 und passim) wird mit *lfqé*; والفقها (38, 12) mit *ɣulfqiá* umschrieben. Zu diesem Plural wäre wohl auch das merkwürdige والقضية (16, 21) = *ɣulqóḍia* st. *ɣulqôḍât* zu stellen, das man in Fes ebenso wie *mûšât* (Infanteristen) auf der 1. Silbe betont. Schließlich wären noch Umschreibungen wie المبيتة (36, 1 u. a.) mit *ᵕnnbîṭa*; المضاغ (62, 6) mit *nnḍâḍây*; نقية (10, 14; 50, 10) mit *mqéia* (wo m wohl statt ñ steht); der Gebrauch von دار (30, 3. 4) im Sinne von berberisch *dâr*; هو اللى (64, 12. 13) = *huɣu lli*; *ʒómmer* st. *ʒámmer*; *ɣihîbuhum* (18, 3) st. *uihîbûhum* u. a. m. zu erwähnen. Da die „Notes" über alles dies nichts enthalten, wird wohl das Glossar nähere Auskunft geben.

Die „Notes" sind auch sonst in sprachlicher Hinsicht wenig aufschlußreich und verweisen zumeist auf das Glossar. Wenn eine endgültige Stellungnahme also erst nach dessen Erscheinen möglich ist, so seien doch schon jetzt einige wenige Bemerkungen vorgebracht. *En-neggâfa* (2, 12; 93, nr. 13) gehört wohl zu نجاف = عتبة (vgl. *Ḥaṭṭâb Ḫalîl*-Kommentar V 157, 10. 17), zu dem es sich ähnlich verhält wie *bauwāb* zu *bāb*. Die Wiedergabe von تايكة ومتيّكة (30, 12) mit „douée de toutes qualités physiques et morales" trägt dem zu Grunde liegenden وثق = ثاق zu wenig Rechnung. S. 34, 20 ist mit „l'a égorgée", nicht mit „est en train de l'égorger" zu übersetzen. Auf S. 38, 8 liegt es nahe, st. كايعلقوا: كايعقلوا (binden) zu lesen. S. 44, 1 heißt على ودّ الشمس nicht „pour abriter du soleil", sondern „si le soleil a trop de force", d. h. wenn sie es zu gut meint. S. 46, 12 ist ما كايتسعد شى بها als X. Form aufzufassen und mit „il n'en tirerait pas de bon augure" zu übersetzen. Es sind zu berichtigen: S. 40, 5 *ṣḍâʒni* in: *ṣᵕḍḍaʒni*; S. 44, 7 طبعة = *ṭobʒa* in طبّة = *ṭobba*; S. 64, 4 كايتّفقوا = *kaiṭṭâfqo* in كايتّافقوا = *kaiṭṭâfqo*; S. 64, 18. 19 كايتاوى = *kaiṭṭâɣa* in كيتساوى = *kaitsâɣa*. Von den nicht gerade seltenen Druckfehlern sei nur einer erwähnt: Das Schluß-„*l*" auf S. 50, 9 gehört an den Schluß von Zle. 12.

Inhaltlich bilden die Lesestücke eine ausgezeichnete Einführung in das marokkanische Milieu, und die „Notes" sind ein guter Wegweiser für ein tieferes Eindringen. Das Schlußstück حال العبيد läßt allerdings die Lage der Sklaven ungünstiger erscheinen als sie im allgemeinen wohl ist. In den „Notes" hätte man gern gesehen, daß das allgemein Islamische hinter den marokkanischen Besonderheiten etwas weniger stark zurücktritt. So vermißt man z. B. in den Erläuterungen zu dem 1. Lesestück الختانة einen Hinweis auf die islamrechtliche Behandlung der Einrichtung, etwa auf Ḥaṭṭāb l. c. III 258, 16—259, 14; IV 3, 9. 15 u. a., zumal in EI s. v. Khitān Zitate aus malikitischen Autoren fehlen. Ähnliches gilt von *ḥamzīja*, *ʿaqīqa*, *maqṣūra* u. a. m. Zur Bibliographie wären noch nachzutragen: A. Fischer, Zur Lautlehre des Marokkanisch-Arabischen, Leipzig 1916; G. Kampffmeyer, Marokkanisch-Arabische Gespräche im Dialekt von Casa-

blanca, Berlin 1912; A. Klingenheben, Texte im Arabischen Dialekt von Larasch (Islamica III 73ff.).

2. Die vorliegende Sammlung enthält 300 Sprichwörter, die nach den Anfangsbuchstaben geordnet in arabischem Text, Umschrift, französischer Übersetzung und Erläuterung und zumeist unter Anführung einer entsprechenden französischen Redewendung mitgeteilt werden. Die Bezeichnung als „Proverbes inédits" ist aber nur cum grano salis zutreffend. Mindestens 30 der Sprichwörter sind bereits von A. Fischer (F.) bzw. H. Lüderitz (L.) in MSOS As. 1898. 1899 mit dem gleichen Wortlaut angeführt[1]. Nr. 62 ist mir aus Tanger und Fes bekannt. Nr. 61 und 153 werden von Brunot, Textes Arabes zitiert. Und von einer Reihe weiterer Sprichwörter liegen Varianten vor. Nr. Nr. 2. 19. 44. 192. 239. 250. 275—279. 299. 300 sind Wetterregeln. Text und Umschrift lassen auch mancherlei zu wünschen übrig. So sind z. B. zu berichtigen S. 20 قدْ bzw. كيتقادْ in قدّ bzw. كيتقادّ; S. 27 „sa sottise ne connaîtra plus de bornes" (Übersetzung von غير تعميه) in „tu ne fais que le rendre aveugle"; S. 45 *belaïchou* in *beqlalchou*; ebenda Anm. 1 *Mamdouche* in *Hamdouche*; S. 69 كَيْتَسَلْفها in كيتّسلفها (X. Form); S. 117 *malḥdi* in *maḥḍi*; S. 231 augmentation in argumentation; S. 235 *iḥokh* in *iḥokk*; S. 243 *ma qbadtchi* in *ma qbadtichi*; S. 273 عُمْر in عَمّر S. 303 كملالتي in كلالتي. Ebenda entspricht zwar die Umschrift dem arabischen Text, aber die Übersetzung ist versehentlich aus S. 302 übernommen worden, wo übrigens st. „coeur", „soeur" zu lesen ist. Sie hätte zu lauten: „Il lui dit: Qui est ton témoin, o chacal? Mes héritiers répondit-il". Diese Beispiele mögen genügen.

Schwarz, Paul: **Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen.** Bd. VIII, Lfg. 1—6. Stuttgart: W. Kohlhammer 1932/33. (S. 959—1246.) gr. 8°. Je Lfg. RM 2.40. Bespr. von A. Christensen, Charlottenlund.

Von diesem Werke liegen jetzt die sechs ersten Hefte des achten Bandes vor. Die schwierigen Verhältnisse, unter denen die Geisteswissenschaft zurzeit arbeitet, spiegelt sich in der äußeren Erscheinung der Hefte wider, indem der teurere Drucksatz durch eine mechanische Wiedergabe des allerdings sehr deutlichen Manuskripts ersetzt worden ist. Damit hängt eine weitere Änderung zusammen: Die Anmerkungen erscheinen nicht mehr als Fußnoten, sondern werden bis zum Ende des Bandes aufgeschoben. Eine eigentliche kritische Beurteilung kann somit erst dann erfolgen, wenn der Band vollständig vorliegt.

Behandelt wird in den Heften 1—4 die Provinz Āḏarbaiǧān (Azerbeidjan): Grenzen, Gebirge, Gewässer, Klima, Einteilung, Städte.

Über die S. 1098ff. und S. 1111ff. behandelten Städtenamen Ganza (mitteliranisch Ganzak, von Ganǧah, dem Geburtsort des Niẓāmī, zu trenenn) und Šīz (awest. Čaēčasta, als Name des Urmija-Sees) in vorislamischer Zeit ließe sich noch verschiedenes sagen. Die zwei Namen scheinen unter den Sasaniden entweder dieselbe oder doch zwei dicht nebeneinander liegende Lokalitäten bezeichnet zu haben; denn als der Ort des berühmten Feuertempels Ādur-Gušnasp (Ādur-Gušasp) wird bald Šīz, bald Ganzak angegeben. Ǧaznaḳ, S. 1019, ist vermutlich wieder = Ganzak. Vielleicht wird aber Verf. Näheres über diese Fragen in seinen Anmerkungen bringen.

In den Heften 5 und 6 wird die Schilderung von Āḏarbaiǧān fortgesetzt. Nach der Beschreibung der Städte und Ortschaften behandelt Verf. ausführlich die Bevölkerungsverhältnisse, die Wanderungen und Mischungen iranischer und fremder Volksstämme, die körperliche Erscheinung der Bewohner, Ernährung, Kleidung und Wohnungen, Bauten der vorislamischen und der islamischen Zeit, Volkspsychologie, Religionen und Sekten. Auch die Sprachverhältnisse von Āḏarbaiǧān im Mittelalter werden erörtert. Heutzutage sprechen die Āḏarbaiǧāner bekanntlich türkisch. Der iranische Āḏarī-Dialekt, welcher im Mittelalter die eigentliche Sprache der Provinz war, scheint jetzt ganz oder fast vollständig ausgestorben zu sein. Die wenigen Reste davon, welche in persischen Literaturwerken zerstreut und als Lehnwörter im Āḏarbaiǧān-Türkischen zu finden sind, hat vor wenigen Jahren der Sejjid Aḥmad Kesrävī aus Tabrīz in einem persisch geschriebenen Büchlein gesammelt.

Bauer, Walter: **Die Oden Salomos** hrsg. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1933. (81 S.) 8°. = Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, hrsg. von Hans Lietzmann, 64. RM 4.50. Angez. von G. Kittel, Tübingen.

Die bis dahin nur dem Namen und ganz geringfügigen Teilen nach bekannten Oden Salomos wurden 1909 von Rendel Harris in einer syrischen Handschrift entdeckt, zu der Burkitt kurz danach eine zweite feststellte. 5 der 42 Oden sind koptisch erhalten. 1916/1920 haben Harris und Mingana den ganzen Bestand umfassend in einer großen zweibändigen Edition herausgegeben. Es ist noch in Erinnerung, welche Rätsel die Liedersammlung im Anfang aufgab, wo man jüdischen Ursprung vermutete und Interpolationshypothesen konstruierte. Inzwischen ist kein Zweifel mehr, daß es sich um christlich-gnostische Dichtungen handelt, deren innig-mystische Frömmigkeit einen besonderen Typus im zweiten nachchristlichen Jahrhundert darstellt. Bei dem besonderen Interesse, das an ihnen haftet, ist es sehr dankenswert, wenn sie nunmehr in einer bequemen und billigen Ausgabe vorliegen. Bauer druckt den syrischen (bzw. koptischen) Text in der Hauptsache an die Harris-Minganasche Ausgabe sich anschließend neu ab und gibt dazu eine möglichst wortgetreue deutsche Übersetzung.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Wegweiser für wissenschaftliche Reisen in der Türkei. 2. Aufl., hrsg. von der Abteilung Istanbul des Deutschen Archäol. Instituts. Istanbul: Aus-

1) Nämlich Nr. Nr. 72. 115. 148. 194. 202. 230. 245. 270 = F. Nr. Nr. 19. 2. 38. 61. 24. 60. 66. 68. Ferner: Nr. Nr. 4. 12. 46. 55. 57. 63. 65. 88. 93. 101. 105. 115. 127. 133. 143. 147. 158. 186. 187. 194. 197. 215. 224. 235. 255. 261. 289 = L. Nr. Nr. 52. 81. 75. 39. 64. 44. 24. 7. 50. 23. 80. 57. 45. 39. 78. 76. 35. 14. 4. 5. 12. 73. 16. 56. 60. 48. 71.

lieferung Buchhandlung Kapps 1933. (68 S.) Angez. von U. Kahrstedt, Göttingen.

Erstaunlich schnell ist der seinerzeit von mir hier angezeigten ersten Auflage des Wegweisers (1930) eine neue gefolgt. Ein erfreuliches Zeichen für das Interesse deutscher Reisender an Kleinasien. Der Gesamtcharakter des kleinen Buches ist geblieben, jedoch fallen sofort reiche Verbesserungen ins Auge: ausführlichere Literaturnachweise zu den einzelnen Orten, neue praktische Winke, z. B. für Gesellschaftsreisen u. a. Vor allem ist die Zahl der kurz beschriebenen Plätze erheblich erweitert, das behandelte Territorium nach Adrianopel und über die syrische Grenze hinaus erstreckt, wichtiger natürlich noch die größere Engmaschigkeit des Netzes der Fundstätten in Kleinasien selbst. Daß an vielen Stellen das Bild einzelner Plätze viel reicher geworden ist — vgl. etwa Brussa und Ankara — versteht sich von selbst.

Deutlich wird die Normalisierung der Verkehrsverhältnisse, Bahnen und Autos haben zugenommen, neue Hotels treten auf — vereinzelt fehlen auch solche aus der ersten Auflage. Im ganzen also das Bild eines aufstrebenden und sich erschließenden Landes, in dem das Reisen jedes Jahr leichter wird, in dem immer mehr Sammlungen und gelehrte Gesellschaften das Studium fördern.

Die Fahrpläne nach Europa sind diesmal gestrichen, mit Recht, jeder kann sie im Reichskursbuch nachsehen, die innerhalb der Türkei sind nur beigelegt. Dazu eine Bitte: neben den Abfahrtzeiten und den Preisen auch die Kilometerentfernungen der Stationen anzugeben. Amtliche Entfernungsangaben sind für jeden, der sich etwa mit Kriegs- oder auch Verkehrsgeschichte eines Landes befaßt, höchst willkommen.

---

1. **Dumézil**, Georges: **Études comparatives sur les langues caucasiennes du Nord-Ouest** (Morphologie). Paris: Adrien-Maisonneuve 1932. (262 S.) 4°. 80 Fr.

2. — **Recherches comparatives sur le verbe caucasien.** I: Les suffixes de temps dans les langues caucasiennes. II: Les éléments préradicaux du verbe autres que les préverbes et les indices de personnes ou de classes. Paris: H. Champion 1933. (VII, 93 S.) gr. 8°. = Bibliothèque de l'Institut Français de Léningrad, tome XV. 20 Fr. Bespr. von Fürst N. Trubetzkoy, Wien.

1. G. Dumézil, der sich noch vor kurzem ausschließlich mit vergleichender Märchen- und Mythenforschung befaßt hatte, wandte sich in den allerletzten Jahren der kaukasischen Sprachwissenschaft zu und veröffentlicht nunmehr die Ergebnisse seiner Arbeit mit einer Geschwindigkeit, die einerseits Bewunderung, anderseits aber auch Bedenken hervorrufen muß. 1930 machte G. Dumézil Sprachaufnahmen bei den Ubychen in Anatolien, 1931 erschien sein Buch „La langue des Oubykhs" und 1932 — das vorliegende Werk, das nichts weniger als eine vergleichende Formenlehre aller westkaukasischen Sprachen sein soll. Natürlich muß die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit unter dieser Eilfertigkeit leiden, um so mehr als der Verfasser zwar ein geistreicher und begabter Gelehrter, aber doch kein Sprachforscher von Beruf ist (was schon an seiner Terminologie zu merken ist). In der Tat macht das vorliegende Buch den Eindruck einer mit unzureichenden Mitteln unternommenen Arbeit.

Unzureichend ist vor allem das vom Verf. benützte Material. Das nach der russischen Revolution im Kaukasus entstandene nationale Schrifttum der westkaukasischen Völker ist dem Verf. gänzlich unbekannt, und er begnügt sich mit den dürftigen, meistens ganz dilettantisch aufgezeichneten Texten der Vorkriegszeit. Trotzdem ich bereits im J. 1924 in „Les langues du monde" (S. 341f.) darauf hingewiesen habe, daß die angeblich „kjachischen" Texte Pago Tambievs in Wirklichkeit gar nicht kjachisch und für sprachwissenschaftliche Zwecke ganz wertlos sind, hat der Verf. diese Texte fleißig studiert und exzerpiert. Diese mühselige, aber ganz überflüssige Arbeit gab dem Verf. eine ganz falsche Vorstellung von den tscherkessischen Dialekten und verleitete ihn zu mancher unrichtigen Behauptung. Dagegen sind dem Verfasser die meisten grundlegenden Arbeiten N. Jakovlevs über das Adyghische (Tscherkessische) unzugänglich oder unbekannt geblieben (so vor allem die ausgezeichnete Grammatik der kjachischen Sprache, die im Literaturverzeichnis des Verf. gar nicht erwähnt wird). Eine der wichtigsten Quellen, auf die sich der Verf. beruft, sind die von ihm persönlich bei den adyghischen, ubychischen und abchasischen Auswanderern in Anatolien gemachten Sprachaufnahmen. Wenn ich aber das, was der Verf. aus seinen adyghischen (angeblich abadzechischen) Aufzeichnungen mitteilt, damit vergleiche, was ich selbst vor ungefähr 22 Jahren bei den Tscherkessen des Kreises Tuapse (südwestliche Mundarten) beobachtet habe, sowie damit, was N. Jakovlev in seiner obenerwähnten Grammatik über das Temirgoisch-Tscherkessische (eine östliche Mundart des Kjachischen) mitteilt — so muß ich feststellen, daß entweder die Nachkommen der in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Anatolien übersiedelten Tscherkessen den Sinn für gewisse Feinheiten ihrer Muttersprache verloren haben, oder G. Dumézil ihre Sprache schlecht beobachtet und wichtige Einzelheiten übersehen bzw. mißverstanden hat[1]. Diese Feststellung zwingt mich, auch den ubychischen Aufzeichnungen desselben Verf. äußerst skeptisch gegenüberzustehen (die Kontrolle A. Dirrs genügt in diesem Falle nicht).

Nicht nur das Material, sondern auch die Arbeitsmethode des Verf. ist unzulänglich. G. Dumézil will gleichzeitig einerseits die Formensysteme der modernen westkaukasischen Sprachen als solche parallel darstellen und anderseits die genetischen Zusammenhänge und den Ursprung der einzelsprachlichen Formen mit Hilfe der verwandten Sprachen ermitteln. Es gelingt ihm aber weder das eine, noch das andere. Dem Verf. fehlt die Gabe, sich in ein fremdes Sprachdenken hinein-

---

1) So z. B. kennt der Verfasser den Unterschied zwischen den Personalpräfixen des juridischen Besitzes und der organischen Zugehörigkeit nicht, obgleich dieser Unterschied allen kjachischen Mundarten des Kaukasus eigen ist. Für die Weglassung der Endung des Kasus Obliquus vermag der Verf. keine Regel anzugeben (S. 42f., 45f., 49f.), während diese Regel im Kaukasus ganz einfach und durchsichtig ist. Der Verf. weiß nur von zwei hinweisenden Fürwörtern zu berichten, während alle tscherkessischen Mundarten des Kaukasus deren drei besitzen usw. usw.

zuversetzen. Die Frage, mit der er an die untersuchten Sprachen herantritt, lautet immer: was entspricht in der betreffenden Sprache unserem Ausdrucke *x*? Dieser methodologischer Fehler (der leider von vielen Beobachtern „exotischer" Sprachen begangen wird) hat zur Folge, daß die Grammatik der betreffenden Sprache nicht nach den sich aus ihrem Wesen ergebenden, sondern nach den einem anderen Sprachdenken eigenen Kategorien eingeteilt und aufgebaut wird, wobei selbstverständlich nur ein Haufen unzusammenhängender Einzelheiten, niemals ein System im eigentlichen Sinne entstehen kann. Der Verf. gibt zu, daß die Unterscheidung von Nomen und Verbum in den westkaukasischen Sprachen nicht deutlich ausgeprägt („peu nette") ist (S. 56, 62, 86), will aber nicht einsehen, daß eine solche Unterscheidung für diese Sprachen überhaupt unwesentlich ist, und ordnet seine Grammatik nach dem Vorbilde der indogermanischen Schulbücher. Das indogermanische Sprachdenken ist für den Verf. immer der Ausgangspunkt, von dem aus die westkaukasischen Formen gesehen, eingeteilt und geordnet werden. Bei dieser Darstellungsweise wird Zusammengehörendes auseinandergerissen und Verschiedenartiges zusammengeworfen. Dazu kommt noch die äußerst ungenaue und unzutreffende Wiedergabe der Bedeutung einzelner westkaukasischer Wortelemente: Verbalwurzeln, die „liegen", „sitzen", „stehen" bedeuten, werden unter dem allgemeinen Stichwort „être (de diverses façons)" zusammengefaßt (S. 134, 147), weil das Französische diese Begriffe durch „être couché", „être assis", „être debout" umschreibt; die feinen Bedeutungsnuancen der Lokalpräfixe werden nicht beachtet, und alle diese Lokalpräfixe werden durch die farblosen „à", „vers", „dans" wiedergegeben usw. Durch diese ganz verfehlte Darstellungsmethode wird das Bild des Sprachbaues der modernen westkaukasischen Sprachen arg entstellt und verzerrt. — Die Entstellung geschieht jedoch nicht immer in der Richtung der „Indogermanisierung". Manchmal verfällt der Verf. in das entgegengesetzte Extrem und geht bei der Deutung der westkaukasischen Formen von willkürlich konstruierten, phantastisch-exotischen Denkformen aus. Dies geschieht besonders oft bei der Ermittlung des Ursprungs irgendeiner Form. So soll z. B. die Endung -xä, die heute im Ubychischen ungefähr die Funktion des deutschen „als" mit dem Komparativ erfüllt, ursprünglich „jawohl!" bedeutet haben, so daß der Satz „dieser Baum ist größer als jener Baum" ursprünglich durch die Wendung „cet arbre-là? — oui (est grand mais) cet arbre-ci est plus grand" wiedergegeben werden mußte (S. 89f., vgl. S. 187). Durch ähnliche geistreiche, aber meistens ganz unwahrscheinliche Vermutungen wird das Bild der Entwicklung der westkaukasischen Formenlehre ganz verdunkelt. Übrigens ist ja eine vergleichende Formenlehre ohne eine vergleichende Lautlehre überhaupt unmöglich. Der Verf. sieht dies manchmal ein und bemüht sich, einige von seinen Kombinationen durch Wortgleichungen zu stützen, welche die Gesetzmäßigkeit der betreffenden Lautentsprechungen beweisen sollen. Meistens wird dabei nur eine kleine Anzahl gleichbedeutender Wörter, die zufällig die betreffenden Laute (daneben aber auch ganz andere!) enthalten, angeführt. Gleichungen, wie abch. mra, tscherk. təγ „Sonne" oder abch. rəmc', ubych γwal „Urin", welche die Gesetzmäßigkeit der Lautentsprechung „abch. r = tscherk., ubych. γ" beweisen sollen (S. 198 Fußn.), werden kaum jemanden überzeugen können. Obgleich der Verf. die „constance des lois phonétiques" theoretisch anerkennt (S. 8), weicht er in seinen Etymologien von diesem Grundsatze allzu oft ab. Auf S. 124 wird abch. x für die lautgesetzliche Entsprechung der ubych. γ, x, ϰ, q und χ erklärt, und gleich darauf werden dieselben ubych. γ, x, χ mit abch. ϰ etymologisch kombiniert. Das abch. Morphem c', das in gewissen negativen Verbalformen auftritt, soll nur „une variation" des Superlativsuffixes ζa derselben Sprache sein (S. 190, 192), und abch. l- (Präfix der 3 Sg. Fem.) wird auch als eine „Variation" von abch. r- (Präfix der 3 Pl.) betrachtet (S. 117). Derartige unmotivierte Verletzungen der „constance des lois phonétiques" begegnen im vorliegenden Buche auf Schritt und Tritt und entwerten einen großen Teil der vom Verf. vorgeschlagenen Deutungen.

Die Unbeholfenheit in lautlichen Problemen ist überhaupt für den Verfasser kennzeichnend und äußert sich schon in der von ihm verwendeten Transkription (deren Grundsätze S. 23—25 angegeben sind). Die Vernachlässigung einzelner lautlicher Unterschiede könnte noch in einem der Formenlehre gewidmeten Werke irgendwie entschuldigt werden (obzwar ein Kaukasologe wenigstens doch die Laryngale von den Velaren unterscheiden sollte — was der Verf. nicht tut!). Der Verf. hat aber die fundamentalen Strukturprinzipien des westkaukasischen Lautsystems nicht verstanden, ohne die man auch die Struktur eines westkaukasischen Wortes nicht richtig verstehen kann.

G. Dumézils Buch enthält manche richtige Behauptungen und manche zutreffende Gedanken. Da aber G. Dumézils Material und Methode unzuverlässig sind, ist ein in den westkaukasischen Sprachen wenig bewanderter Leser nicht imstande, das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden. Daher kann dieses Buch zu einer neuen und recht gefährlichen Fehlerquelle werden.

2. Das vorliegende Buch schließt sich unmittelbar an die vor einigen Monaten erschienene „Introduction à la grammaire comparée des langues caucasiennes du Nord" (= Bibl. de l'Inst. Franç. de Leningr., t. XIV) desselben Verf.s an. In dieser letzteren Arbeit hat der Verf. bereits versucht, auf Grund des Vergleichs der westkaukasischen Sprachen mit einigen ostkaukasischen das System der „urnordkaukasischen" Verbalendungen zu skizzieren (Kap. IV). Im Kap. I des vorliegenden Buchs versucht der Verf. nachzuweisen, daß dieselben Verbalendungen auch in vier anderen ostkauk. Sprachen (namentlich im Darginischen, Artschinischen, Lakkischen und Tsachurischen) vorliegen. Im Kap. II wird das Material endgültig zusammengefaßt, das „urnordkaukasische" Endungssystem rekonstruiert und von diesem Standpunkt aus die Erklärung einiger einzelsprachlicher Tatsachen gegeben. Im Kap. III werden die „urnordkaukasischen" Verbalendungen mit den südkaukasischen verglichen und identifiziert. Darauf werden zwei „urnordkaukasische" Verbalpräfixe, **r* und **u*, rekonstru-

iert, ihre angeblichen Schicksale in den einzelnen Sprachen verfolgt und vermutliche Parallelen aus den südkauk. Sprachen angeführt. — Wie alle bisher erschienen Arbeiten G. Dumézils auf dem Gebiete der kaukasischen Sprachvergleichung, zeichnet sich das vorliegende Buch durch Oberflächlichkeit und Mangel an sprachwissenschaftlicher Methode aus.

Der Verf. geht von der Voraussetzung aus, daß alle Endungen, welche denselben Laut enthalten — gleichviel welche Funktionen sie in den heutigen nordkaukasischen Sprachen erfüllen — auf dieselbe urnordkaukasische Grundform zurückgehen müssen. Da die Endungen mit demselben Sprachlaut in den modernen nordkaukasischen Sprachen nicht nur sehr verschiedene, sondern oft einander widersprechende Bedeutungen aufweisen, so ist der Verf. nicht imstande, die Grundbedeutung der von ihm angesetzten Urformen einigermaßen genau anzugeben, und begnügt sich damit, diese Urformen mit wohlklingenden, aber ganz inhaltlosen Benennungen zu versehen. Eine solche, vom Verf. besonders beliebte Benennung ist der „Gerundiv". Aus der „gerundivischen Bedeutung" einer Urform werden alle in den nordkaukasischen Sprachen vorkommenden Verbalformen — Gerundive, Infinitive, Partizipia, Imperative, Optative, verschiedene indikativische Formen, wie Präsens, Futurum, Perfekt, Präteritum, Aorist usw. — abgeleitet. Dabei nimmt der Verf. für das Urnordkaukasische sechs Gerundive (auf *-n-*, *-r-*, *-l-*, *-b-*, *-s-*, *-š-*) an, ist aber selbstverständlich nicht in der Lage anzugeben, welche spezifische Funktionen jedem von diesen Gerundiven zukamen. Eine andere Gruppe von „rekonstruierten" Suffixen sollen — für sich allein oder in Verbindung mit den Gerundivsuffixen — Kennzeichen der Tempora und Modi gewesen sein, wobei jedoch angenommen wird, daß im Urnordkaukasischen der Ausdruck der Zeitstufe vor dem des Aspekts zurücktrat. Da nun der Verf. vom Wesen des Aspekts nur ganz unklare Vorstellungen hat, so ist diese Annahme nur ein Vorwand, um den erwähnten Suffixen eine möglichst allumfassende Bedeutung zuzuschreiben. Praktisch werden auch von diesen Urformen genau dieselben grammatischen Kategorien (Gerundive, Infinitive usw.), wie von den „Gerundiven" abgeleitet. Freilich versucht der Verf. die spezifischen Funktionen der Tempusmerkmale auseinanderzuhalten, indem er alle *i-*, *e-*, *j-*Endungen der einzelnen Sprachen, soweit sie präteritale Bedeutung aufweisen, auf ein urnordkaukasisches **î*, und, soweit sie irgendeine andere (präsentische, futurische, modale usw.) Bedeutung besitzen, auf ein urnordkaukasisches **i* zurückführt. Da aber der Verf. nicht imstande ist, den Unterschied zwischen **i* und *i* lauthistorisch zu begründen, hat dieser recht naive Kunstgriff gar keine Beweiskraft. Somit bleiben die spezifischen Funktionen der einzelnen urnordkaukasischen „Tempusmerkmale" ebenso unbestimmt, wie die der verschiedenen „Gerundive". Unbestimmt bleibt auch die Funktion des „élément auxiliaire" **-d-*, welches in den heutigen Sprachen in den verschiedensten grammatischen Kategorien auftritt und nach dem Verf. ursprünglich die suffigierte Wurzel eines Hilfszeitworts mit unbestimmter Bedeutung gewesen sein soll. Alle drei Gruppen von „rekonstruierten" urnordkaukasischen Verbalendungen — die Tempusmerkmale *-u-*, *-î-*, *-i-*, die Gerundivsuffixe *-n-*, *-r-*, *-l-*, *-b-*, *-s-*, *-š-* und das „Hilfselement" *-d-* — sind eigentlich nur euphemistische Umschreibungen der Tatsache, daß die betreffenden Laute in den heutigen nordkaukasischen Sprachen in Verbalendungen mit ganz verschiedenen und einander widersprechenden Bedeutungen auftreten. — Mit solchen primitiven Methoden läßt sich das Urnordkaukasische nicht rekonstruieren.

Die Ursache der methodologischen Fehler des Verf.'s liegt wohl hauptsächlich darin, daß er meistens keine klare Vorstellung von jenen sprachwissenschaftlichen Begriffen besitzt, mit denen er operiert. Einige Behauptungen des Verf.'s erweisen sich als sinnlos, sobald man den Inhalt der verwendeten Begriffe klarlegt. So behauptet der Verf. öfters, daß das Adjektiv im Nordkaukasischen eine Verbalform sei (S. 11, 23, 31, 45f. usw.). Dieser Satz ist vollkommen sinnlos, denn unter „Verbalform" versteht man eine Form, bei der irgendwelche verbale Kategorien (Aspekt, Zeitstufe, Genera verbi, Kasusrektion usw.) zum Ausdruck gebracht bzw. auseinandergehalten werden — was für das nordkaukasische Adjektiv nicht zutrifft. — S. 78f. zählt der Verf. die artschinischen Verbalwurzeln mit angeblich „durativer" oder „imperfektiver" Bedeutung auf — als ob der Aspekt durch die materielle Bedeutung eines Zeitworts bestimmbar wäre. Überhaupt geht aus der Art und Weise, wie der Verf. in seinem Buche (sowie in seinen früheren Werken) die Ausdrücke „Aspekt", „Durativ", „Perfektiv", „Imperfektiv", „Iterativ" und „Intensiv" gebraucht, klar hervor, daß er das Wesen dieser Begriffe nicht erfaßt hat. Dieser Mangel an klarer Erfassung grammatischer Begriffe führt dazu, daß viele Kombinationen des Verf.'s nichts als Wortspiele sind — z. B. die Herleitung des tschetschenischen Ergativ (*casus agens*) aus einem *Nomen Agentis* (S. 15, 25), oder die Kombination des vermeintlichen urnordkaukasischen Durativ-Iterativ-Präfixes **u* mit dem georgischen Komparativ- und Superlativpräfix *u-* (S. 92f.).

Noch schlimmer sieht aber die Behandlung der lautlichen Seite der kaukasischen Sprachen in den Werken des Verf.'s aus. Es ist ein grobes Irrtum zu glauben, daß man vergleichende Formenlehre betreiben kann, ohne mit der vergleichenden Lautlehre ins Klare gekommen zu sein. Eine Reihe von Konstruktionen des Verf.'s beruht auf falschen Lautkombinationen. So ist das *o* der andischen Verbalendungen und Pluralklassenpräfixe, das der Verf. auf **u* zurückführt, in Wirklichkeit aus einem **a* entstanden, wie der Vergleich mit den nächstverwandten Sprachen lehrt (der Wandel **a* > *o* ist überhaupt eine der kennzeichnendsten und augenfälligsten Eigentümlichkeiten des Andischen!). — S. 19 beruft sich der Verf. auf das Verhältnis artschi Prät. *èχdi*: Fut. *èχdaqi* (von *eχ* „brennen; hängen; steigen") als Beweis dafür, daß der Vokal *e/i* nur im Präteritum zu Hause war. Die Sache erklärt sich aber dadurch, daß das vorartschinische **e* in nachtonigen Endsilben (außer vor *j*!) zu *i*, in nachtonigen Binnensilben dagegen zu *a* wurde (vgl. Sing. *jàɫi* „Schlange" ~ Pl. *jàɫattu*; Pat. Pl. *adàmtil* „Menschen" ~ Ag. Pl. *adàmtalčej* usw.); bei Endbetonung tritt *e* sowohl im Präteritum wie im Futurum auf, — z. B. Prät. *diždè*: Fut. *diždèqi* (von *č/ž* „hineingehen"), Prät. *kunne*: Fut. *kunnèqi* (von *kʷn* „essen") usw. — S. 90 (vgl. auch S. 45 Fußn. 2) wird das batsbische postvokalische *b* aus einem **w* abgeleitet, daß im Tschetschenischen noch bewahrt geblieben sein soll. In Wirklichkeit ist nicht batsbi *b* aus *w* entstanden, sondern um-

gekehrt, die alten stimmhaften Verschlußlaute sind im Tschetschenischen nach Vokalen vokalisiert worden, wobei **b* nach hinteren Vokalen *w*, nach vorderen Vokalen *j* ergab (worauf *ow*, *uw* zu *ū* und *ej*, *ij* zu *ī* wurden). Eine bedeutende Rolle in den Konstruktionen des Verf.'s spielen die andischen „Konsative" (S. 9, 27, 39, 43, 53), die als Verbindungen eines „Gerundivs" auf *-ol* mit dem Verbum *idu* (Präs. *ihir*, Prät. *ihi* usw.) „machen" gedeutet werden. Diese, bereits von A. Dirr vorgeschlagene Deutung ist aber vollkommen unhaltbar, da der Wandel **lh* > *λ* für das Andische durch keinen einzigen Beleg nachgewiesen werden kann, und daher andi *haq̇oλir* „zeigt" auf keinen Fall aus **haq̇ol(i)hir* abgeleitet werden darf. — Die Ausführungen des Verf.'s über das „urnordkaukasische Präfix *-r-*" (S. 73ff.) beruhen auf der Gleichung „abchaz. *r* = tscherk., ubych. *γ*", die weder im vorliegenden Buche, noch in den früheren Werken des Verf.'s begründet worden ist und dem Geiste der nordkaukasischen Phonetik widerspricht. — Auf die einzelnen Wortgleichungen, die im vorliegenden Buche zerstreut sind, kann hier aus Raummangel nicht eingegangen werden. Fast alle diese Gleichungen enthalten die gröbsten Verstöße gegen die Lautgesetze. Wer sich in der Lautlehre der nordkaukasischen Sprachen auskennt, kommt bei der Lektüre G. Dumézil's aus dem Entsetzen überhaupt nicht heraus.

In der Vorrede verspricht der Verf. für die nächste Zukunft noch eine ganze Reihe von Arbeiten über die vergleichende Grammatik der kaukasischen Sprachen zu veröffentlichen ... Es ist erfreulich, daß in der heutigen schweren Krisenzeit einige Institute überhaupt noch imstande sind, wissenschaftliche Arbeiten zu drucken. Man möchte aber doch hoffen, daß diese Institute hierbei nicht wahllos vorgehen ...

Konow, Sten: **Saka Studies.** London: Luzac & Co 1932. (VII, 198 S.) 4° = Oslo Etnografiske Museum Bulletin 5. Ł 1.5.0. Angez. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Seit dem Bekanntwerden des Sakischen durch die Funde aus Chinesich-Turkistan hat sich K. mit den Bruchstücken in dieser mittelostiranischen Sprache und in der indischen — Brāhmī — Schrift beschäftigt. Bis jetzt hat er einige Texte davon herausgegeben und übersetzt — sie sind, wie die Hauptmasse der Funde, buddhistischen Inhalts, und zwar Übersetzungen aus alten Werken — und hat sich auch durch andere Untersuchungen auf dem Gebiete wesentliche Verdienste erworben. Aber das vorliegende Werk wird als sein magnum opus gelten. Darin wird man die breite Grundlage für das Studium des Sakischen finden, denn es enthält eine ausführliche Grammatik, sowohl Laut- als auch Formenlehre, und ein ebensolches Glossar zu den bisher veröffentlichten Texten. Der Verf. wird seine Arbeit als provisorisch betrachtet haben, weil er sie nicht von dem sprachvergleichenden Standpunkt aus streng durchgeführt hat. Er zieht jedoch in vielen Fällen alte und neue verwandte Sprachen in Betracht. Außerdem enthält das Werk den sakischen Text in Umschrift samt der englischen Übersetzung und der tibetischen Version von den Bruchstücken des *Saṃghāṭasūtra*. Ein Teil dieser Bruchstücke war bereits von E. Leumann und anderen veröffentlicht worden, der andere, der von Sir George Macartney erworbene, ist ganz neu. Ebenfalls ist hier ein kleines Bruchstück über die religiöse Bedeutung und den Wert der Buchstaben mitgeteilt worden. Das Original ist in Huntingtons Pulse of Asia photographiert. Außer den verschiedenen Lesarten und gelegentlichen Textänderungen sind keinerlei Anmerkungen hinzugefügt.

Diese kurze Notiz genügt um zu zeigen, daß K.s Werk in vieler Hinsicht erstmalig ist. Für die sakische Grammatik hatten wir bis jetzt nur Reichelts kurzen und klaren Bericht „Das 'Nordarische'" im Indogermanischen Jahrbuch I und andere kleine Arbeiten wie z. B. die von Tedesco. Auch für den Wortschatz waren unsere Hilfsmittel beschränkt, denn viele Texte waren ohne Wörterverzeichnis herausgegeben. K. hat uns nun in dieser Hinsicht in dankenswerter Weise wertvolles Material geliefert. Auch der neue Text wird von großem Nutzen sein. Eine kritische Würdigung ist hier wohl nicht möglich; ich begnüge mich daher mit wenigen Bemerkungen über einige Wörter.

audā 'up to, till': mp. *ō tāk* (ap. *ǎvā* 'so lang' erklärt nur den ersten Teil). *baj* 'to be destroyed' bestätigt meine Ansicht, daß mp. *ō-baxt* oder *han-baxt* in Šnš. 9. 8 Anm. 17 dasselbe bedeutet wie *apār* und daß es mit skr. *bhañj* (womit auch K. das sakische Wort vergleichen möchte) zusammenhängt, s. Ehrengabe für W. Geiger S. 245. *bāljsa* 'flame' kann als Vṛddhī-Form ebenso gut zu aw. *bareg-* gehören wie *balysa* 'the exalted one, the Lord' zu aw. *barəz-* wenn wir uns Hertels Erklärung anschließen, s. Tavadia, Middle Persian Evidence for the Avestan Conception of Fire in Studia Indo-Iranica, Ehrengabe für W. Geiger S. 243. Das sakische Wort wird sicher als Beweis für die ursprüngliche Bedeutung gelten. In *bāsīvārāṣṣaa* 'son of a noble family' (skr. *kulaputra-*) steckt *bisa* 'house', aw. *vis-* wie in *bisvāra* 'relative, kinsfolk'; zur Wortbildung und Bedeutung vgl. aw. *visō puθrəm* (wohl ein Kompositum, obwohl in AiW. 1459 nicht so verzeichnet, s. aber andere Komposita ebd.) in Vend. 7, 43 und insbesondere die gleiche Bedeutung von mp. *vispuhr*, *vāspuhr*; auch soghd. *wyšpwš*, während der zweite Bestandteil im Sakischen zwei Wörter für 'Sohn' enthält, *vārrā* (*puθraka-*) und *ṣṣai*, s. S. 34, 178. *būmi* 'earth, ground' ist wohl ein Druckfehler für *bhūmi*, wie die Beispiele auch im Text zeigen; daher auch ein indisches Lehnwort, sonst gaw. und ap. *būmī-*, wofür aber im jüngeren Aw. *zam-* gebraucht wird (s. AiW 969), was für die Ortsbestimmung in Betracht gezogen werden kann. Zu *darra* 'section, part' gibt K. Leumanns Ety. skr. *dīrṇa*; ich möchte es direkt mit mp. *darrak*, np. *darra* 'Tal, Schlucht' verknüpfen, trotz des Bedeutungsunterschiedes, da beide aus **darna-*, *dar-* 'spalten' stammen. Für *data* 'wild animal' vgl. aw. *daitika-*, mp. *dat*, np. *dad(a)* (außer soghd. *δtw*). Mit *drūṇaa* 'wealthy' vergleicht K. skr. *draviṇa*; aber

das verwandte aw. *draonah-* (**draonaka-*) liegt näher, wie er selbst in der Lautlehre S. 29 angibt; das zerebrale *-ṇ-* macht in diesem Punkt keine Schwierigkeiten, s. S. 31. *hāra*'thing, object' ist wohl dasselbe wie mp. *hēr* (Pāzand *xīr*, ähnlich auch mpT.) 'Reichtum', das Andreas bei Lentz ZII. 4, 292 aus aw. *arə̄(i)ya-* herleitet. Auch K. vergleicht hier skr. *artha-*. *jūna* 'times, fold' vergleicht K. richtig mit aw. *yav*; aber *jūn(a)* selbst und zwar mit derselben Bedeutung kommt in Hindī vor, und daher ist es wohl ein indisches Lehnwort. *sīra-* 'pleased, happy': vgl. mp., np. *sēr* 'satt', die ältere Aussprache war *sayr*, wie die eindeutige Schreibung in mp. Psalter beweist; daher aus **saigra* (mit Ausfall von *g* vor *r* im Inlaut, vgl. S. 24) und nicht aus **saira*; *śśāra* 'good' gehört nach K. hierher, s. S. 36, dann aber kann dieses nicht mit soghd. *šyr*, Orm. *šīr* verglichen werden, vgl. Reichelt Idg. Jahrbuch I, 26. Für *staura* 'strong, firm, hard' vergleicht K. skr. *stabdha* mit ?; es ist aber das aw. *stawra-* mp. *stawr*, np. *sitabr*. *vāna* 'hall, temple': ap. *āvahana-*, np. *ēvān*, wozu s. Hübschmann Pers. St. 25; K. vergleicht das arm. LW. *vahan* mit ?, aber dieses bedeutet nur 'Schild'. Das richtige Wort ist *avan*, mp. **āvān*.

Wir schließen diese Notiz mit dem warmen Dank gegen den Verf., dessen mühevolle Arbeit uns weitere Forschung auf dem Gebiete möglich macht, und auch mit der Hoffnung, daß die anderen Gelehrten das bei ihnen befindliche Material in ebensolcher Weise allen zugänglich machen mögen.

Südasien.

Thomas, Edward J.: **The History of Buddhist Thought.** London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1933. (XVI, 314 S. m. Abb.) gr. 8°. 15 s. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

An der erweiterten englischen Ausgabe der französischen Sammlung L'Évolution de l'Humanité ist Edward J. Thomas mit zwei Bänden beteiligt. Auf „The Life of Buddha as legend and history" folgt nun der vorliegende Band, der die gesamte buddhistische Bewegung von ihren ersten literarischen Überlieferungen bis zu ihrem Aussterben in Indien verfolgt und im letzten Kapitel „Buddhism and Modern Thought" die Verbreitung nach dem Fernen Osten andeutet. Sachlich und kritisch, mehr durch Analysen erhaltener Werke als durch synthetische Konstruktionen, also ganz anders als etwa neuerdings Mrs. Rhys Davids (vgl. darüber Winternitz OLZ 1933 Sp. 665), geht der gelehrte Verfasser an den großen Stoff heran. Die Verwertung der Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte führen ihn zu einem andern Bilde des Buddhismus als etwa das in seiner Art immer klassisch bleibende Buch von Oldenberg oder die früheren Publikationen de la Vallée Poussins.

In einer kurzen Einleitung wird zunächst begründet, warum die Darstellung nicht mit der Biographie des Stifters beginnt. Es folgen dann die geographische Feststellung der Ursprungsgegend unter Ablehnung der 16 Länder, von denen eine Stelle des Aṅguttara-Nikāya und gewisse jinistische Texte sprechen, sowie eine Grundlegung der Chronologie in Anlehnung an die im Mahāvaṃsa erhaltene Tradition und die unabhängigen historischen Tatsachen über Candragupta und Aśoka. Nach Ablehnung der Sarvāstivādin-Tradition ergibt sich eine in den bekannten Gleisen sich bewegende Tabelle der relativen Daten von Buddhas Geburt bis zu Mahindas Mission.

Im zweiten Kapitel beginnt die eigentliche Darstellung, und zwar nicht mit der Glaubenslehre, sondern mit den Regeln des Vinaya, denn "the movement began not with a body of doctrine but with the formation of a society bound by certain rules".

Es folgen (Kap. 3) die Konzilien und die frühen Schulen. Hinsichtlich des ersten Konzils hält der Verf. Oldenbergs Gegenargumente für unzureichend und meint mit Kern, daß eine solche Versammlung nach dem Tode des Stifters durchaus wahrscheinlich sei. Hingegen hält er das von Oldenberg als historisch betrachtete zweite Konzil, das der Mahāvaṃsa offenbar absichtlich ignoriert, für eine Erfindung, die aus dem tatsächlichen Streit über gewisse Punkte der Disziplin abstrahiert ist. Auch das dritte Konzil unter Aśoka behandelt er sehr skeptisch und hält es mit Mrs. Rhys Davids eher für einen Kongreß. Für die frühen Schulen wird besonders die Liste der Mahāvyutpatti herangezogen, die als eine Sarvāstivādin-Liste aus dem 5. oder 6. Jahrh. n. Chr. mit älterem Material erklärt wird. Die wichtigen frühen Schulen, worüber noch App. II zu vergleichen ist, sind danach Theravāda, Sarvāstivāda und Mahāsaṅghika (Lokottaravāda des Mahāvastu).

Das vierte Kapitel (Early Doctrine: Yoga) bringt eine Darstellung von Sīla (morality), Samādhi (concentration) und Paññā (full knowledge) mit vielen wörtlichen Anführungen. Zum Schluß werden drei moderne Charakteristiken des Buddhismus — mit vollem Recht, wie mir scheint — abgelehnt, nämlich, daß er sei "simply a system of earnest self-culture and self-control" oder "nothing but vulgar magic and thaumaturgy coupled with hypnotic practices", oder daß der Buddha bezeichnet wird als "a follower of some philosophical system in the genre of Patanjali's".

Die Bedeutung des Pratītyasamutpāda (Kap. 5) als anfanglose Entwicklungslinie eines Individuums in drei Existenzen gilt dem Verf. mit Keith als die wahrscheinlichste. Abgelehnt wird Rhys Davids' Meinung, "that it expressed the process of origination and cessation as a natural and universal law", und ebenso im folgenden Kapitel Jacobis Sāṃkhyadeutung und Schayers „kosmische Emanationsformel".

Im siebenten Kapitel handelt es sich um das Verhältnis zum Brahmanismus und den Upaniṣaden. Die Tatsache, daß die buddhistischen Schriften nur den ersteren bekämpfen und die Lehre der letzteren ignorieren, erklärt sich der Verf. aus dem Umstand, daß sich im Osten zwar das brahmanische Opfersystem vor dem Buddhismus schon ausgebreitet hatte, während die hohe Geheimlehre noch nicht in diese entlegenen Gegenden vorgedrungen war. Danach dürfte man also nicht von einem Nacheinander der ältesten Upaniṣaden und des ursprünglichen Buddhismus sprechen, was natürlich nicht ausschließt, daß sich in buddhistischen Schriften literarische Nachahmungen der Up. finden, wie sie Oldenberg z. B. hinsichtlich Bṛh. Up. 4, 1 im Sāmaññaphalasutta gefunden hat.

In den Kapiteln 8—10 werden unter der zusammenfassenden Überschrift „Dogma and Philosophy" das Seelenproblem, die Karmanlehre, Erlösung und Nirvāṇa behandelt. Ohne hier ins Einzelne zu gehen, kann man nur sagen, daß der Verf. bemüht ist, nicht von einem vorgefaßten Standpunkt die Texte zu befragen, sondern ihnen abzulauschen, was sie von sich aus meinen. Je ernsthafter diese an sich ja wohl selbstverständliche Methode angewendet wird, je weniger wird es freilich möglich sein, die Resultate in modernen Schlagworten zusammenzufassen.

Das elfte Kapitel mit der Überschrift „Buddha" zeigt schon durch seine Stellung, was der Verf. hier beabsichtigt: "As may be seen from the biographical details mentioned in the Scriptures, the Buddhists are more interested in those events of Buddha's life that have a doctrinal significance than in those which appeal to the historian."

Im zwölften Kapitel (Developments in Abhidhamma) werden zunächst die Inschriften Aśokas mit den aus ihnen zu gewinnenden Folgerungen für den Kanon behandelt, dann folgt eine Charakterisierung des Abhidhamma selbst, dessen Entstehen der Verf. zwischen Aśoka und Kaniṣka legt. In dieser Zeit beginnen auch die großen Wandlungen, die in Kap. 13 behandelt werden und zunächst die Natur des Buddha betreffen. In den Avadānas der Sarvāstivādins wird zuerst die Bedeutung des Bodhisattva klar, und zwar ist dies neue Ideal nicht etwa vom Mahāyāna entlehnt, sondern eben aus diesem Boden erwachsen: "We can speak of Mahāyāna doctrine when it began to be cultivated as the sole or only worthy ideal." Die Stellung des Theravāda und des Mahāvastu zu der Bodhisattvalehre werden sodann geschildert.

Im 14. Kapitel öffnet sich dann das weite Gebiet, das man heute Mahāyāna nennt. Mit Recht hält der Verf. einen entscheidenden Einfluß auf die neue Haltung von persischer Seite für unnötig, wenn man nur an die umgebende Verehrung Kṛṣṇas und Śivas denke. Die neuen Ideen werden nun nicht in abstracto entwickelt, sondern durch eine Analyse des Saddharmapuṇḍarīka zur Darstellung gebracht. Eine kurze Behandlung von Dhāraṇīs (an important part of popular Buddhism) beschließt dies Kapitel. In dem kurzen folgenden (Popular Bodhisattva Doctrine) wird von den letzten Abschnitten des „Lotos" gesprochen (Avalokiteśvara), vom Kāraṇḍavyūha und von den Werken Śāntidevas. Mit der Karriere des Bodhisattva beschäftigt sich auch Kap. 16, das noch einmal die Entwicklungslinie des buddhistischen Gedankens skizziert: "But the main line of descent of Buddhist doctrine in India continued (nicht durch die Theravādins, sondern) through the Sarvāstivādins and Mahāsanghikas". In diesem Sinne werden die Bodhisattva-Stufen im Mahāvastu und Daśabhūmikasūtra analysiert. Zwei Motive sieht der Verf. in dieser Bodhisattva-Karriere: die Erstrebung der Buddhaschaft, um alle Wesen zu retten, und die Erreichung der vollkommenen Weisheit: "Hence on the one hand the popular sūtras describing the marvellous achievements of Avalokiteśvara and the Land of Bliss promised to his worshippers, and on the other hand the philosophical sūtras ..." Mit letzteren beschäftigen sich die beiden folgenden Kapitel „The doctrine of the void" und "The doctrine of consciousness only". Zwei Appendices behandeln dann noch den Kanon und die 18 Schulen.

Söderblom, Nathan †: **The Living God.** Basal Forms of Personal Religion. With a biographical introduction by Y. Brilioth. London: The Oxford University Press 1933. (XXIX, 398 S.) 8°. = The Gifford Lectures, delivered in the University of Edinburgh in the Year 1931. 18 sh. Bespr. von Carl Clemen, Bonn.

Der am 12. Juli vorvorigen Jahres verstorbene Erzbischof von Upsala, Nathan Söderblom, hatte schon in der sechsten von ihm bearbeiteten und 1931 erschienenen Auflage des Tieleschen Kompendiums der Religionsgeschichte in § 7 auf die Bedeutung von Erlebnis und Übung für die Religion hingewiesen. In diesen im gleichen Jahre in Edinburgh gehaltenen und nach seinem Tode herausgegebenen Gifford Lectures zeigt er zunächst jene beiden Elemente schon in den primitiven Religionen auf und unterscheidet dann in den höheren Religionen fünf Formen, in denen sie sich miteinander verbinden. Die Übung überwiegt nämlich im indischen Yoga, in dem ein persönlicher Gott namens Iśvara erst später angenommen wurde, während ursprünglich die Yogis als mächtiger als die Götter galten. Ja im Jainismus und älteren Buddhismus haben sie überhaupt nichts mehr zu bedeuten, aber in der Mahayana Form des letzteren wird die bhakti-Frömmigkeit, die schon im Hinduismus aufgekommen war, auf Buddha und die himmlischen Bodhisattvas bezogen und überwiegt daher vielmehr das Erlebnis einer göttlichen Tätigkeit. Indes mehr noch ist das bei Zarathustra, Sokrates, im Mosaismus und Christentum der Fall, in dem auch nicht nur in der Person Jesu, sondern später noch eine Offenbarung angenommen wird. Endlich die fünfte Form, in der sich Erlebnis und Übung verbunden haben, wollte Söderblom wohl erst in der zweiten Serie seiner Gifford Lectures behandeln, zu der er leider nicht mehr gekommen ist; auch der Idee der Heiligen sollte in ihr eine eigene Vorlesung gewidmet werden.

Die von ihm tatsächlich gehaltenen zeigen von neuem, welche außerordentlich gründliche Kenntnisse er auf den verschiedensten religionsgeschichtlichen Gebieten besaß. Daß die Vorlesung über Zarathustra am ausführlichsten ausgefallen ist (sie umfaßt beinahe 70 Seiten), hängt wohl damit zusammen, daß sich Söderbloms früheste religionsgeschichtliche Studien auf den Parsismus bezogen hatten; ja er sagte mir bei unserem letzten Zusammensein im Sommer 1930, daß er daran denke, seine Pariser theologische Doktorthese: La vie future d'après le mazdéisme neu herauszugeben. So wird hier nicht nur das Bewußtsein Zarathustras, von Gott (und zwar von Ewigkeit her) berufen zu sein, auch nicht nur der Inhalt seiner Lehre behandelt, sondern zugleich die Frage nach seiner Wirkungsstätte und Zeit — die erstere sucht Söderblom doch wieder im Osten und als die letztere bezeichnet er spätestens das 7. Jahrhundert v. Chr. Aber auch die indischen Religionen werden sehr eingehend und auf Grund einer umfassenden Literaturkenntnis behandelt, ebenso wie Sokrates, der als Begründer der Religion des guten Gewissens bezeichnet wird. Daß in den letzten Vorlesungen Söderbloms spezifisch theologische Forschungen verwendet würden, war ja zu erwarten; man erfährt aber zugleich, daß er auch in den verschiedensten andern Wissenschaften zu Haus war und staunt immer von neuem über die Fülle der Zitate auch aus entlegener und schon vor längerer Zeit erschienener Literatur. So bilden diese nachgelassenen Vorlesungen eine außerordentlich willkommene Ergänzung zu Söderbloms früheren Veröffentlichungen, ja ihr Wert wird noch erhöht

durch die ihnen vorangeschickte liebevolle Skizze seines Lebens von Dr. Brilioth und das ihnen beigegebene Bild des Verfassers wohl aus seinem letzten Lebensjahr.

---

1. **Ātreya, B. L. M. A., D. L.: Yogavāsiṣṭha and its Philosophy.** Lectures delivered under the auspices of the Kashi Tattwa Sabha, Theosophical Society, Benares (First Series: I—V). S.-A. aus „Theosophy in India", Benares 1932. (59 S.) gr. 8°.
2. — **The probable Date of Composition of Yogavāsiṣṭha.** In „The Seventh Indian Oriental Conference, Summaries of Papers". Baroda State Press 1933. (S. 11—12) gr. 8°.
3. **Divanji, P. C., M. A., LL. M.: Date and Place of Origin of Yogavāsiṣṭha.** Ebda. (S. 5—8).
4. **Ātreya, B. L., M. A., D. L.: Yogavāsiṣṭha and some of the Minor Upaniṣads.** S.-A. aus „Princess of Wales Saraswati Bhavana Studies", Vol. IX. (17 S.) 8°. (o. D.) Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Zur Liste dieser in den vergangenen zwei Jahren erschienenen Artikel ist zur Vervollständigung der Bibliographie über das seltsamerweise von der Indologie so lange Zeit unbeachtet gelassene große philosophische „Epos" (von fast einem Drittel Umfang des Mahābhārata!) außer Dasguptas Kapitel über die Philosophie des Y. V. im zweiten Bande seiner History of Indian Philosophy (worauf ich hier nicht einzugehen brauche) nur noch hinzuzufügen Prof. Sivaprasad Bhattacharyas auf dem dritten indischen Orientalistentreffen gehaltener Vortrag "The Yogavāsiṣṭha Rāmāyaṇa, its probable Date and Place of Inception" (= Proceedings and Transactions of the Third Oriental Conference, Madras, 1925, S. 546—54). Diese höchst anerkennenswerte, lehrreiche Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, daß das Y. V. unter sehr starkem buddhistischen Einfluß (Yogācāra) wahrscheinlich im 10.—12. Jhd. im östlichen Nordindien entstanden sei. Für den östlichen Ursprung wird aber merkwürdigerweise nichts weiter beigebracht als daß der Autor anscheinend gut bekannt gewesen sei mit den Gebräuchen der Easterners und daß in Bengalen "the work enjoys a sanctity . . . little short of that of the Bhagavadgītā", während anderseits nach dem Westen deutende Züge (wie Pārasīkas und Tāmrayavanas, letztere von Bh. mit den Afghanen identifiziert, Krieg des Sindhurāja mit Līlānātha Padma, u. a.) trotz Erwähnung unbeachtet bleiben.

1./2. Ātreya macht keinen Versuch, das Y. V. örtlich festzulegen, wendet sich aber (unter Berufung auf Sten Konow, Keith und Winternitz) gegen Bhattacharyas (unbegründete) Behauptung, daß der Verfasser des abgekürzten Y. V. (Laghu Yogavāsiṣṭha) ein von dem „berühmten" Gauḍa Abhinanda von Kaschmir wohl zu unterscheidender bengalischer Autor sei, und bekämpft mit großer Ausführlichkeit (in 1, Lecture II, und nochmals in 2) auch Bh.s Chronologie, die schon dadurch hinfällig werde, daß Gauḍa Abhinanda im 9. Jhd. gelebt habe. Andere Gründe für ein frühes Datum seien: daß die Terminologie Śaṃkaras dem Y. V. vollkommen unbekannt sei; daß Berührungspunkte des Y. V. mit den Gauḍapāda-Kārikās die letzteren als später erscheinen ließen; daß Bhavabhūtis Uttararāmacarita und selbst Bhartṛharis Vākyapadīya die Existenz des Y. V. voraussetzten. Das Y. V. müsse "before the time of Bhartṛhari and after that of Kālidāsa, i. e., in the sixth century A. D." geschrieben worden sein. — Lecture III behandelt "The type of person for whom Y. V. is meant", Lecture IV "The metaphysics of Y. V.", and Lecture V "Realisation of the Absolute point of view".

3. Divanji unternimmt, nach Erwähnung der genannten Arbeiten sowie seiner eigenen, in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Siddhāntabindu (G. O. Series No. LXIV) getanen Äußerung (daß nämlich das Y. V. 900 A. D. bereits existiert haben müsse), eine umfassende Untersuchung der örtlichen sowohl wie der zeitlichen Herkunft des Werkes und kommt zu den folgenden Ergebnissen, deren Begründung leider aus dem Summary nur unvollkommen ersichtlich ist. Das Werk ist nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in erweiterter und veränderter Form auf uns gekommen. Es besteht aus fünf ineinander eingeschachtelten Dialogen, von denen der zwischen Vālmīki und Ariṣṭanemi als späte Interpolationen erkennen läßt: "the dialogues between Agasti and Sutīkṣṇa, Agniveśya and Kāruṇya, and Vālmīki and Ariṣṭanemi as to whether Mokṣa can be attained by knowledge alone or knowledge accompanied by Vaidic and Smārta rites; the arrangement into the present six chapters; the attacks against the doctrine of Śaṅkara; some, if not all, the prose passages occurring in the present work; the whole of the subject matter of the present Uttarārdha of the Nirvāṇa- prakaraṇa and certain portions of some of the episodes, particularly those of Līla and Dāma, Vyāla and Kaṭa occurring in the first and fourth chapters of the present work". Diese Zusätze und Änderungen bezeugen, daß das Werk seinen heutigen Umfang erst nach Śaṃkara bekommen haben kann, und zwar in einer Zeit, die bestimmt wird durch den deutlichen Hinweis in IV, 32, 11—18 auf den kaschmirischen König Yaśaskaradeva (939—948 n. Chr.). Hieraus, zusammen mit der Tatsache, daß das Y. V. große Vertrautheit mit der Geographie und dem Folklore von Kaschmir bekundet, ergibt sich der Schluß, "that the work

in its present form must have been composed by a Kashmirian poet living in the second or third or at most the fourth quarter of the tenth century".

Wie man sieht, ist diese Ansicht, da sie vom gegenwärtigen Y. V. ein älteres unterscheidet, vereinbar mit der Ātreyas und hinsichtlich der Zeitbestimmung fast identisch mit der Bhattacharyas. Daß aber betreffs des Herkunftslandes des Y. V. Bhattacharya im Irrtum und Divaji durchaus im Recht ist, dafür spricht auch die D. anscheinend nicht bekannte Tatsache, daß im Arjuna-upākhyāna des Nirvāṇa-prakaraṇa (Sargas 52—58) Spuren der kaschmirischen Rezension der Bhagavadgītā sich erhalten haben, z. B. im Vers 25 von Sarga 54, der identisch ist mit IV, 28 in jener (*paśyaty akarmaṇi* und *coktaḥ* gegenüber *paśyed akarmaṇi* und *yuktaḥ* der Vulgata).

4. Eine Anzahl später Upaniṣaden hat offenbar aus dem Y. V. geschöpft. Dr. Ātreya gibt für zehn derselben (Mahā, Annapūrṇā, Muktikā, Varāha, Akṣi, Saṃnyāsa, Śāṇḍilya, Yājñavalkya, Maitreyī und Paiṅgala) eine tabellarische Übersicht der Verse, die sie mit dem Y. V. gemein haben und weist darauf hin, daß unter diesen zahlreichen Versen nicht ein einziger ist, der nur in dem unverkürzten und nicht auch in dem kleinen Y. V. zu finden wäre. Das bestätigt den Eindruck, den man ohnehin von dieser dritten und spätesten Klasse der Upaniṣaden hat: daß nämlich die meisten von ihnen später als Śaṃkara sind, zum Teil beträchtlich später, ausgenommen jedoch (was Ā. zu verkennen scheint) einige nordindische Rezensionen. Letzteres gilt vor allem von Saṃnyāsa- und Mahā-Upanisad, deren kürzere (nordindische) Fassung sicher älter ist als Śaṃkara. In Saṃnyāsa-Up. sind in die altertümliche Prosa vor dem Schlußteil im Süden 535 Ślokas eingefügt worden, von denen, wie Ā. zeigt, nicht weniger als 510 im Y. V. nachzuweisen sind; und desgleichen ist ungefähr die Hälfte der 104 Ślokas der südindischen Mahā-Upanisad ebendort (im Upaśamaprakaraṇa) zu finden. Die Annapūrṇā-Up. besteht aus 337 Ślokas, von denen nur die einleitenden 17 nicht im Y. V. vorhanden sind. In Adhy. IV der Varāha-Up. scheinen 21 Ślokas des Y. V. hineingeraten zu sein, in Adhy. II der Muktikā-Up. annähernd 70. Bei den übrigen Upaniṣaden handelt es sich nur um einige wenige anscheinend aus Y. V. genommene Verse, aber Ā. weist noch auf die ganze Tejobindu- und gewisse Abschnitte in sechs anderen Upaniṣaden hin, deren "doctrines and language (terms, etc.) are very much similar, nay almost the same as, those of Yogavāsiṣṭha". In der Tat ist das Y. V. ein so viel originelleres und einheitlicheres wie auch angeseheneres Werk als jene späteren Upaniṣaden, daß es a priori als ihre Quelle erscheinen muß. Doch bedarf die Frage im einzelnen noch der Klärung.

Nachdem nunmehr endlich die literatur- und philosophiegeschichtliche Ausbeutung des großen Werkes in Fluß gekommen ist, wird hoffentlich die Erschließung in größerem Stile nicht mehr lange auf sich warten lassen. Zur Zeit fehlt sogar noch das übliche alphabetische Verzeichnis der Versanfänge.

P. S. Der inzwischen erschienene unverkürzte Text von No. 3 steht im Calcutta Oriental Journal vol. I (1934), S. 153—170. Die Hypothese von den Erweiterungen ist im einzelnen nicht genügend begründet, dagegen die Annahme der Herkunft aus Kaschmir ziemlich gut belegt.

Belvalkar, S. K., u. R. D. Ranade: History of Indian Philosophy. Vol. VII: Indian Mysticism: Mysticism in Maharashtra by R. D. Ranade. Poona: Aryabhushan Press [1933]. (V, [46] u. 494 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Ruben, Frankfurt a. M.

Ranade hat sich bereits als Verfasser des II. Bandes dieses groß angelegten Werkes einen Namen gemacht (vgl. OLZ 1931, 58ff.), und es ist zu hoffen, daß das Ganze auch trotz der Bedenken Ranades selber (31) in absehbarer Zeit vollendet wird. Der vorliegende Band ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung; sein reicher Inhalt besteht aus drei Teilen:

1. Den größten Raum nehmen die Übersetzungen von Stellen der mahratischen Mystiker ein. Das Buch trägt dadurch weitgehend den Charakter einer Anthologie, einer nach bestimmten Gesichtspunkten geordneten Stoffsammlung, insofern die spruchartigen Zitate der behandelten Mystiker lesebuchartig unter die Überschriften Metaphysik, Mystik, Ethik gebracht werden. Und, was R. dazu schreibt, ist bewundernde Umschreibung, keine Problemgeschichte, Wesensforschung, Apologetik oder Kritik. Es ist ein echt indisches Buch, eine Sammlung ewiger Wahrheiten, in dieser Hinsicht ähnlich dem großen Mahābhārata XII, den jüngeren Upanishaden, vielen Büchern des alten und neuen Indien.

2. Diesen Übersetzungskapiteln sind biographische vorangestellt, in denen die Daten der Mystiker eingehend diskutiert werden und ihre geistige oder geistliche Entwicklungslinie erzählt wird. Aber auch hier vermißt man manches; so wird der Zusammenhang mit der großen Politik nur kurz gestreift; z. B. die Wechselbeziehung zwischen Śivajis aufsteigender Macht, Tukārāma und Rāmadāsa wird nur auf die Daten des Zusammentreffens der

Männer, nicht auf ihre innere Bedeutung hin untersucht. Es wird nicht herausgeschält, wie sich diese Mystiker etwa den Propheten Israels usw. als Führern des Volkes in Notzeiten kontrastieren ließen, obgleich das so nahe liegt. Haben doch im Mahratenreich die Geistlichen, die Peshwas, eine politische Machtstellung gehabt wie wohl kein anderer Purohita im älteren Indien, und schildert doch Rāmadāsa sein weltliches Wirken deutlich genug (414f.), wie der heilige Lehrer (guru) einsam lebt, das Volk ihn überall erwartet und vermutet, nicht weiß, wo er ist und wohin er wandert, nur Einzelne zu ihm gelangen, von ihm durchschaut und belehrt werden. Er verlangt Mut vom Heiligen, wie die Heiligen des Mahāyāna Helden waren. Er spricht auch gelegentlich in Versammlungen, aber nur kurze Worte, und verschwindet, und dank seiner Unparteilichkeit hinterläßt er nachhaltigen Eindruck.

Diese Kapitel enthalten aber auch keine Geistesgeschichte in europäischem Sinne; so wird die Vedānta-Linie von Śaṅkara und der Bhagavadgītā bis zu diesen späten Mystikern nicht gezeichnet. Und es wird auch kein literargeschichtlicher Zusammenhang etwa der Sprüche (abhanga's) der Mystiker mit den nīti-Sprüchen Altindiens oder den Theragāthās der alten Buddhisten aufgezeigt, der sicher vorhanden ist.

3. Schließlich sind hinzugefügt eine Preface (1—35), eine Introduction (1—21) bei jedem Mystiker eine General Review, Indices (427 — 475) und eine bibliographical note on comparative Mysticism (477—494). In der Preface wird ein knapper Vergleich der westlichen und östlichen Mystik gezogen, um zu einem eigentlichen Verständnis dieser indischen Mystiker zu gelangen (482), aber die vielen in der Bibliographie genannten Werke sind wohl kaum alle wirklich gelesen und ein tieferes Eindringen in die Probleme „der Mystik an sich" fehlt. In der Introduction wird sehr kurz von der älteren indischen Mystik gesprochen — kurz, weil diese Dinge in anderen Bänden des Werkes behandelt werden sollen. In den General Reviews werden die Mystiker kurz charakterisiert: Jñānadeva als „intellectual" Mystiker, Nāmadeva als „democratic", Ekanātha als „synthetic" (weil er praktisches Leben und mystische Vereinsamung vollendet verband), Tukārāma als „personalistic" (weil sich seine menschliche Lebenslinie mit den inneren Kämpfen bis zur erlösenden Weisheit am ausgeprägtesten darstellt), Rāmadāsa als „activistic" (wegen seiner politischen Tätigkeit). Damit sind sicher wesentliche Charaktereigenschaften getroffen, aber erschöpft ist das Thema damit nicht, und es wird bedenklich, wenn mit solchen abstrakten Worten nicht nur einzelne Denker, sondern gleich ihre ganze „Periode" gekennzeichnet werden soll.

Das Buch ist von einem selbstbewußten, nationalistischen, gläubigen, aufgeschlossenen Inder geschrieben, und nicht für Europäer gedacht. Aber der europäische Indologe, Religions- und Philosophieforscher sollte es lesen, weil es in handlicher Übersicht herrliches Material bietet, tiefe Gottesliebe, subtile Ontologie, begrifflich scharf gefaßte, gefühlsmäßige und naiv in Paradoxen redende Mystik.

Hauer, J. W.: Indiens Kampf um das Reich. Stuttgart: W. Kohlhammer 1932. (45 S.) gr. 8°. RM 1.20. Bespr. von H. W. Schomerus, Halle a. S.

Hauer holt weit aus, um Indiens Kampf um ein freies indisches Reich den Lesern verständlich zu machen. Die Vielgestaltigkeit des Raumes, die Mannigfaltigkeit der Rassen u. a. m. haben eine Polarität zwischen dem radikalen Sichlassen in das Über- oder Innerweltliche und dem unbekümmerten, von letzter Hingabe erfüllten Anpacken der Wirklichkeit hervorgerufen. Hierauf ist es zurückzuführen, daß die großen Schöpfer von Reichen, an denen es in Indien nicht gefehlt hat, ihre Reiche stets vom Zentrum des Religiösen heraus gebaut haben. England hat dieses nicht verstanden. Aus einer inneren Notwendigkeit heraus mußte es indischerseits zu dem Versuch kommen, ein Reich aus einer indischen, religiös fundierten Reichsidee aufzurichten. Der Träger dieses Versuches wurde der allindische nationale Kongreß und seit 1919 vor allem Gandhi. Hauer schildert gegen Ende seiner Schrift den entbrannten Kampf zur Gründung eines neuen indischen Reiches aus echt indischem Geiste heraus in seinen Schwierigkeiten, in seinen bisherigen Erfolgen und in seinen inneren Triebkräften. Von der Existenz einer mächtig aufstrebenden antibrahmanischen Bewegung, zu der sich nicht nur die Führer der sog. Kastenlosen, sondern auch die mittleren und unteren Kasten hingezogen fühlen, scheint Hauer nichts zu wissen. Unter den Schwierigkeiten, mit denen die Freiheitsbewegung zu kämpfen hat, hätte sonst ein Hinweis auf diese Bewegung, die besonders in Südindien stark ist, nicht fehlen dürfen.

Kempers, Dr. A. J. Bernet: The Bronzes of Nālandā and Hindu-Javanese Art (reprint from „Bijdragen tot de Taal-Land- en Volkenkunde van Ned-Indië", Vol. 90, Fasc. 1). Leiden: E. J. Brill Ltd. 1933. (III, 88 S., 33 Taf.) gr. 8°. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Es handelt sich um einen Fund von über 200 Bronzen, der im Laufe der Ausgrabungen des Klosterkomplexes von Nālandā im Kloster des Bālaputra ab 1915 ans Licht gekommen ist. Da dieses Kloster eine Stiftung des Königs Bālaputra von Sumatra ist (gesichert durch eine Inschrift des dritten Königs von der Pāladynastie, Devapāla, etwa 850/60 a. D., die dieser ausländischen Stiftung [augenscheinlich für Pilger und Schüler aus Sumatra] die Einkünfte einiger Dörfer anweist), hat sich beim Einfluß des Pālastils auf die indonesische Kunst die Frage erhoben, ob diese Bronzen als Produkte kontinentaler oder indonesischer Werkstätten anzusprechen seien. F. D. K. Bosch wollte sie der Pālakunst absprechen, Kempers weist sie ihr in genauer Analyse mit guten

Gründen zu. Der Einleitung, die Wesentliches über die geschichtliche Stellung des großen Klosters rekapituliert und der Fragestellung (Chapter I) folgt eine genaue beschreibende Analyse des Materials „Iconography" (Chap. II: Buddhas, Bodhisatvas, Götter, Göttinnen) und „Details" (Chap. III: Schmuck, Gewand, Gefolge, Rückenschilde, Piedestale usw.). In den „Conclusions" ergibt sich, daß dieser Bronzefund durchaus zum geläufigen Bestand der Pālakunst des Kontinents stimmt und in vieler Hinsicht auch zu javanischen Bronzen, obwohl er Manches einschließt, was Java unbekannt ist; — "besides we have found affinities with the art of countries which were culturally dependent on Māgadha and Bengal. Java, however, yielded only few points of agreement, viz. among the bronzes only a limited group of images, which show various Pāla forms combined, . . . the only possible conclusion is, that the Nālandā bronzes belong to Pāla art" — wofür auch allgemeine Erwägungen verschiedener Art sprechen. Kleinbronzen der Pālakunst waren zur Verbreitung durch Pilger aus Indonesien in besonderem Maße geeignet, das erklärt den Einfluß ihres Stils, der sich auf Ostjava beschränkt, — ein Einschlag, von dem sich nicht nur Mittel-Java freigehalten hat, sondern den auch die indonesische Kraft zusammen mit anderen nach der Richtung der ihr eigenen Kräfte zu verarbeiten wußte.

Quanjer, Ph. C. A. J.: **Beknopte Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.** Over geboorte, huwelijk, overlijden en godsdiensten der inheemsche bevolking. Den Haag: W. P. van Stockum & Zoon 1932. (287 S. m. Abb.) 8°. Bespr. von W. Trittel, Berlin.

Das vorliegende Buch beabsichtigt, Personen, die nach Niederl.-Indien gehen, einen gewissen Einblick in das Leben der eingeborenen Bevölkerung der Hauptgebiete Niederl.-Indiens zu geben. Es ist daher eine ausgesprochen populär-wissenschaftliche Darstellung. In 32 sehr ungleich großen Abschnitten sind folgende Punkte behandelt: 1. Übersicht über die Völker des indischen Archipels. 2. Speisen, Getränke und Genußmittel. 3. Kleidung und Schmuck. 4. Häuser. 5. Hausgerät. 6. Waffen. 7. Spiele und Vergnügungen. 8. Theater. 9. Musik und Musikinstrumente. 10. Gesang und Tanz. 11. Familienleben: Geburt. 12. Ehe. 13. Tod. 14. Geistesleben. 15. Animismus. 16. Gottesgericht und Gottesurteile. 17. Hinduismus. 18. Hinduismus in Niederl.-Indien. 19. Buddha. 20. Buddhismus in Niederl.-Indien. 21. Mohammed. 22. Der Islam. 23. Mohammedanische Ehe. 24. Mohammedanisches Erbrecht. 25. Mohammedanischer Kalender und Feste. 26. Der Islam in Niederl.-Indien. 27. Das Christentum in Niederl.-Indien. 28. Adel. 29. Zauberei. 30. Strafrecht. 31. Liegenschaftsrecht. 32. Einheimische Sprachen. Wie sich schon aus dem für eine Völkerkunde eines so großen Gebietes äußerst geringen Umfange des Buches ergibt, können die einzelnen Themata nur flüchtig gestreift werden, zumal fast die Hälfte des Buches den Religionen gilt. Hier bei ist sowohl Hinduismus wie Buddhismus und Islam ausführlichst nach Inhalt, Entstehung und Geschichte, also auch außer ihren Zusammenhängen mit Niederländisch-Indien geschildert worden. So ist z. B. die Übersicht über die Völker im großen und ganzen nichts weiter als eine namentliche Aufzählung der hauptsächlichsten Völker mit meist nur ganz kurzer Angabe ihres Wohnortes und ihrer Religion. Für Erbschafts- und Liegenschaftsrecht müssen je 3 Seiten ausreichen. Die 8 Illustrationen sind zu wenig und zum Teil auch zu klein, um besonders aufschlußreich sein zu können. So dient die Arbeit nur dem Zwecke einer volkstümlichen allgemeinen Einführung.

Geurtjens, H., M. S. C.: **Marindineesch-Nederlandsch Woordenboek.** Bandoeng: A. C. Nix & Co. 1933. (III, 433 S.) 4°. = Verhandelingen van het Kon. Batav. Genootsch. van Kunsten en Wetenschappen. LXXI, 5. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Das Wörterbuch behandelt eine in Niederl.-Neuguinea gesprochene Papua-Sprache, über die wir bereits einigermaßen informiert sind durch die von demselben Geurtjens in den Verh. Kon.Bat.Gen. LXVIII, 2de Stuk veröffentlichte Grammatik sowie durch das 1922 erschienene Nederl.-Marindin. Woordenboek von J. v. d. Kolk und P. Vertenten. Das vorliegende Werk enthält das eigentliche Wörterbuch (und zwar des Gawir-Dialektes) auf S. 46—350; darauf folgen einige Anhänge, die sich zum Teil mit dem sangasischen und dem bianischen Dialekt befassen; den Abschluß (S. 397—433) bildet eine umfangreiche Wortliste von 457 Wörtern in Marindin. und sieben benachbarten Sprachen. Das Wörterbuch ist sehr reichhaltig und instruktiv, besonders wertvoll auch durch die zahlreichen Bemerkungen ethnologischer Art: ein Gegenstück zu Keysser's Kâte-Wörterbuch und damit das zweite große Wörterbuch einer Papuasprache, das wir besitzen.

Dem Wörterbuch geht vorauf eine Art allgemeiner Wortanalyse, über deren Berechtigung und Methode der Verf. in der Einleitung spricht. Leider sieht sich der Ref. genötigt, hier einige ernste Bedenken zu äußern. Der Verf. ist der Ansicht, daß das Konsonantengerüst einer marindin. Wurzel Träger der Bedeutung sei (*"wijl de medeklinkers het geraamte van 't woord vormen, komt het daar voornamelijk op aan. De klinkers dienen meer als aanvulling en hebben slechts in bizondere gevallen invloed op de beteekenis"*), ja daß sogar jeder einzelne der Konsonanten Träger einer allgemeinen Bedeutung sei und daß die spezielle Bedeutung der Wurzel aus der Kombination der Bedeutungen der Einzelkonsonanten hervorgehe bzw. daraus zu erschließen sei. Es erinnert dies Verfahren an die ähnlichen Versuche, die De Goeje vor ein paar Jahren an dem Arawakischen unternommen hat (Verh.Kon.Ak. van Wetensch. te Amsterdam, Afd. Letterk. Nieuwe Reeks Deel XXVIII, Nr. 2, 1930). Ref. ist der Überzeugung, daß man dem Problem des Zusammenhanges zwischen Laut und Sinn auch in den unberührtesten Naturvölkersprachen auf dem Wege solcher mechanistischen Analyse nicht beikommen kann, sondern daß sich gewisse Ergebnisse in jener Frage nur mittels Untersuchungen erzielen lassen, die auf den Erkenntnissen der Gestaltpsychologie fundiert sind. Ein einzelner Laut bedeutet ebenso wenig wie eine Einzelzelle; erst im Verband eines lebendigen Komplexes gewinnen beide eine richtunggebende bzw. variierende Bedeutung. Der Verf. schwächt überdies seine Aufstellungen dadurch selber ab, daß er in reichem Maße von Lautwechsel Gebrauch macht (*"h wisselt met s of z, v en j; r wisselt steeds met l; t wisselt met d en s"* usw.), was ihm in Verbindung mit zahlreichen Metathesen die schwierigsten Etymologien gelingen läßt. (Die gleiche Freiheit nimmt sich übrigens der Verf. auch in einigen im Vorbeigehen gebrachten idg. Etymologien: dtsch. *bergen* zu κρύπτειν, holl. *gaarne* zu engl. *to grant* u. a.!). — Eine sehr seltsame Behauptung findet sich kurz angedeutet auf S. 3, wo

gesagt wird, daß, da die Stammformen (d. h. die die Wurzel zusammensetzenden Konsonanten) vollständig mit denen unserer Sprache übereinstimmten (gemeint ist: in der Bedeutung), man daraus den Schluß ziehen könne, daß die marindin. Sprache zu der Familie der indo-europ. Sprachen gehöre! — Mit dem mehrfach vorkommenden Ausdruck Inclyticum ornans meint der Verf. ein Encliticum mit elativer Bedeutung! —

Sehen wir von den erwähnten Mängeln ab — und sie lassen das lexikalische Material selber ja unberührt — so darf man seine aufrichtige Freude darüber aussprechen, eine so reiche und offenbar auch zuverlässige Sammlung des Wortschatzes einer Papuasprache in Händen halten zu dürfen, und man möchte wünschen, daß der an Ort und Stelle weilende Verf. auch einige Nachbarsprachen einer ebenso gründlichen Bearbeitung unterzöge.

Ostasien.

Fitzgerald, C. P.: Son of Heaven. A Biography of Li Shih-min, founder of the T'ang Dynasty. Cambridge: University Press 1933. (XVI, 232 S.) 8°. 12 s. 6 d. Bespr. von O. Franke, Berlin.

Den größten Herrscher der chinesischen Geschichte, den Gründer des Weltreichs der T'ang, in einer Monographie eingehend zu behandeln, war ein glücklicher Gedanke. Die Persönlichkeit des Kaisers T'ai tsung überragt das chinesische Mittelalter in solchem Maße und ist eine so ungewöhnlich anziehende, daß ihre historisch-kritische Darstellung ein sehr aussichtsvolles und dankbares Unternehmen ist. Fitzgerald ist der großen Aufgabe freilich nicht durchweg gerecht geworden. Er hat eine sehr fleißige, auch unterhaltend geschriebene Arbeit geliefert, aber die gewaltige Persönlichkeit in den Beweggründen ihres Handelns, in ihrer klugen weltumspannenden Politik, ihrer erstaunlich frühreifen Weisheit und ihrem hohen sittlichen Ernst hat er nicht immer richtig erkannt; ebenso wird man ihm in seiner Auffassung von den politischen Entwicklungen des 7. Jahrhunderts, die sich bis nach Indien und West-Asien erstrecken, nicht durchweg zustimmen können.

F. hat sich bei seiner Darstellung im wesentlichen an Ssĕ-ma Kuangs Tsĕ tschi t'ung kien gehalten, und diese Quelle kommt in der Tat auch vor allen anderen in Betracht. Aber auch Ssĕ-ma Kuang, bei aller Sachlichkeit, deren er sich bestrebt, und bei aller Glaubwürdigkeit, auf die er Anspruch machen kann, ist konfuzianisch geschulter Chinese und sieht die Dinge und die handelnden Personen von seinem gegebenen Standpunkte aus. Darum dürfen auch seine Schilderungen nicht ohne Kritik hingenommen werden, namentlich wenn es sich um nichtchinesische Völker handelt. So entspricht auch bei F. die Darstellung der allgemeinen politischen Lage im China des 7. Jahrhunderts mit dem Hintergrunde der Ereignisse seit der Han-Zeit, die der „Prologue" gibt, zwar den üblich gewordenen Vorstellungen, aber kaum der geschichtlichen Wahrheit. Die „several competing Tartar princes", wie sie summarisch genannt werden, die vom Beginn des 4. bis gegen Ende des 6. Jahrh. das nördliche China beherrschten, waren nicht sämtlich halbwilde, kulturlose Barbaren, wie die chinesischen Geschichtschreiber glauben machen wollen, sondern zum Teil sehr bedeutende Männer mit chinesischer Bildung, vornehmer Gesinnung und hervorragenden Herrschereigenschaften. Und welche Rolle die türkischen Reitervölker, die auch im Besitze einer eigenen, gar nicht zu verachtenden Kunst und Kultur waren, als Vermittler zwischen Ost und West gespielt haben, ist durch die neuen archäologischen Funde und Studien deutlich genug geworden. Die nordischen „Barbaren"-Staaten, nicht die in Nanking sitzenden sittlich verkommenen, politisch meist handlungsunfähigen „nationalchinesischen" Dynastien sind es gewesen, die in jener wilden Zeit das konfuzianische Lehrsystem verhältnismäßig rein bewahrt und der Nachwelt überliefert haben. Im Süden trieben währenddessen ganze Fälscher-Schulen mit den kanonischen Schriften ihr Spiel, und die allgemeine Hinneigung zur Magie und zum Okkultismus der Taoisten gab den konfuzianischen Texten eine Auslegung, die zu der ursprünglichen der Han-Zeit in starkem Gegensatze stand. Die großen T'ang-Herrscher hätten das Riesengebäude ihres Reiches nie errichten können, wenn nicht die nördlichen Dynastien ihnen das Material dafür vorbereitet hätten. Die Fragen sind zu umfangreich, als daß ihnen an dieser Stelle näher nachgegangen werden könnte.

Was die eigentliche Lebensbeschreibung T'ai tsungs (Li Schi-mins) angeht, die mit dem 2. Kapitel beginnt — man sieht nicht recht, was der wunderliche Titel „Son of Heaven" besagen soll —, so hat F. ihr eine anziehende, lebhafte und oft spannende, niemals ermüdende Gestalt zu geben gewußt. Allerdings hat er sich vielleicht etwas gar zu eng an seine Quelle gehalten, und so nimmt das Anekdotenhafte einen unverhältnismäßig großen Raum ein, und die Schilderungen der zahllosen Kämpfe und Abenteuer des Helden werden manchmal allzu breit. Auch bei Ssĕ-ma Kuang ist diese Überladung mit Einzelheiten, die schon Tschu Hi einst gerügt hat, die Hauptschwäche. In Folge des zu geringen kritischen Abstandes von seinem Gewährsmann kommt F. auch zu einer Charakteristik des großen Kaisers, die nicht immer einleuchtet. Wenn er meint, Li Schi-min sei kein Politiker gewesen, weil er das Intrigenspiel seiner Brüder gegen ihn nicht rechtzeitig durchschaut habe und den Ränken des Palastes gegenüber hilflos gewesen sei, so ist das ein allzu eiliger Schluß aus sehr unsicheren Voraussetzungen. Die Darstellung, die Ssĕ-ma Kuang von den blutigen Vorgängen gibt, hat wieder zu viel Anekdotenhaftes und Pa-

thetisches, als daß man sie ohne Zurückhaltung hinnehmen könnte. T'ai tsung hat in seinem Leben zu oft und zu klar bewiesen, daß er ein sehr scharfsichtiger Politiker war, so gleich in seiner Jugend, als er die Lage bei der wankenden Sui-Dynastie und ihre Möglichkeiten richtig erkannte, oder später, als er in seinen großen innerasiatischen Unternehmungen Energie und Festigkeit mit Milde und Maßhalten klug verband.

Auch sonst vermag ich F.s geschichtlichen Auffassungen nicht immer zu folgen. Als Gründe für T'ai tsungs Feldzug gegen Korea 645/46 z. B. gibt er dessen Abneigung gegen das Palastleben in Tsch'ang-ngan und sein Verlangen nach der „freien Atmosphäre des Lagers" (S. 197) an. Ich glaube, so einfach sind die Dinge nicht. Der Kaiser hatte eine zu hohe Meinung von den sittlichen Aufgaben des Weltherrschers, als daß er den Königsmord in Kao-li und die Hilferufe des vergewaltigten Staates Sin-lo (Silla) gegen den trotzigen Diktator hätte unbeachtet lassen können. Die Behauptung, erst Li Schi-min habe durch sein Lebenswerk, d. h. die Neugründung des einheitlichen Reiches, die Tradition dieser Reichseinheit geschaffen, die sich dann „als T'ang-Tradition immer wieder durchgesetzt hätte" (S. 207), scheint mir zu weit zu gehen. Was die „Tradition von der Reichseinheit", die als theoretischer Gedanke längst bestand, neu gefestigt und dauernd erhalten hat, war vor allem das konfuzianische System, das sich mit seiner universalistischen Grund-Idee wie eine Klammer um die Völker der Reiches legte und sie umso fester zusammenhielt, je mehr es unter staatlicher Förderung dogmatisiert und mechanisiert wurde. Eine Anzahl sachlicher Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten hätte der Verf. vermeiden können, wenn er auch die nichtenglische Literatur bei seiner Arbeit zuweilen befragt hätte. Das gilt namentlich für die Wiedergabe nichtchinesischer Personen- und Völkernamen. Er folgt hier dem unglücklichen Beispiele Parkers und setzt für die chinesischen Umschreibungen ganz willkürlich Phantasienamen ein, für die keinerlei Beleg, nicht einmal irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Die Anmerkung auf S. 141 ist keine genügende Erklärung für diese Methode. Mit einem „Sibir Khan" für Schi-pi Kh. 始畢, „Chur Kh." für Tsch'u-lo Kh. 處羅, „Qadir Kh." für Hie-li Kh. 頡利, „Tutar Kh." für Tu-li Kh., 突利 u. A. ist nichts genützt; wir können, bis uns ein glücklicher Fund die Originale erschließt, nichts anderes tun als die chinesische Form beibehalten. Für manche von F.s Konstruktionen sind übrigens die richtigen Namen längst bekannt. So sind die Sie-yen-t'o 薛延陀 nicht ein phantastisches „Sarinda", sondern, wie Hirth richtig gesehen hat, die Sir-Tardusch der türkischen Inschriften von Koscho-tsaïdam („Nachworte zur Inschrift des Tonjukuk" S. 129f.). Die Kie-ku 結骨, denen F. (S. 200) ratlos gegenüber steht, sind die Kirgisen. Tinafuti 帝那伏帝 hat Pelliot (T'oung Pao XIII, 353) als Tirabhukti, das heutige Tirhut wahrscheinlich gemacht. Für A-lo-na-schun 阿羅那順 (nicht Alanashun, wie F. schreibt, möchte S. Lévi A-lo-schunna lesen und Arjuna als Namen des Königs darin sehen. Daß „Turfan die Hauptstadt des Königreichs Karahodjo war" (S. 164), ist unrichtig. Das Turfan-Gebiet hieß bei den Chinesen Kao-tsch'ang 高昌; Karakhodja, heute eine Ortschaft etwa 43 km östlich von Turfan, oder genauer die Ruinen in der Nähe, hieß chinesisch T'ien-ti 田地, uigurisch Idikutšahri, und war die Hauptstadt des Landes. Ob Kao-tsch'ang, wie manche wollen, die Wiedergabe eines alten Khodja sein soll, muß dahingestellt bleiben, ich halte das Umgekehrte für wahrscheinlicher (Näheres in meiner „Chinesischen Tempelinschrift aus Idikutšahri" S. 29ff.). Die Beispiele lassen sich vermehren.

F.s Buch ist wegen des behandelten Gegenstandes wichtig genug, um eine durchgehende Überarbeitung zu lohnen.

Evans-Wentz, W. Y.: **Le livre des morts tibétain** ou les expériences d'après la mort dans le plan du *Bardo*. Suivant la version anglaise du Lāma Kazi Dawa Samdup. Traduction Française de Marguerite La Fuente. Précédée d'une préface de M. Jacques Bacot. Paris: Adrien-Maisonneuve 1933. (VIII, 227 S.) gr. 8°. 40 Fr. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Im Jahre 1927 erschien in London (Oxford University Press) ein Buch (XLIV, 248 S.), das auf S. 85—193 die englische Übersetzung des sogenannten tibetischen Totenbuches enthält, d. i. ein Buch, das den Zustand (bzw. Zwischenzustand, tib. Bardo, sskr. Antarābhāva) beschreibt, der nach buddhistischer Lehre zwischen Tod und Wiedergeburt herrscht. Der Text wird von den Lamas der abgeschiedenen Seele vorgelesen. *Bardo Thödol* (Schriftsprache = bar·do[i]·thos·sgrol) ist der abgekürzte Titel. In voller Form lautet er für diese Art Bücher nach Jäschke, Tibetan dictionary, p. 239, *thos·pa·tsam·gyis·grol·ba·thob·pai·chos*, bezeichnet damit also eine „Lehre, nach deren Hören man sofort erlöst wird."

Die englische Übersetzung hat Marguerite La Fuente ins Französische übersetzt. Gekürzt und als Anhang beigegeben ist nur die der englischen Übersetzung vorangestellte Notiz von Sir John Woodroffe (Pseudon.: A. Avalon), dem bekannten Herausgeber der Tantra-Texte.

Vorzüglich ist die englische Übersetzung schon von A. H. Francke in OLZ 1928, Sp. 128—130 besprochen worden, so daß ich, was den Gegenstand selbst anbelangt, darauf verweisen kann.

Durch die französische Übersetzung ist das Werk natürlich einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht; vielmehr wäre aber dem Wissenschaftler mit einer Ausgabe des Textes, die auch heute noch aussteht, gedient.

Cressey, Dr. G. B.: **China's Geographic Foundations**; a survey of the land and its people. New York und London: McGraw-Hill Book Company 1934. (XVII, 436 S., 195 Abb., 1 Kte.) 8°. 24 s. Bespr. von Friedrich Otte, Eisenach.

Das Werk ist ausgestattet mit einer Fülle von Tabellen, Karten, Graphiken und vorzüglichen Landschaftsbildern, Typenbildern und einer physiographischen Diagrammkarte und bietet dem Leser ungewöhnlich viel.

Die ersten 157 S. bzw. 6 Kapitel dienen der Betrachtung des Gesamtgebietes unter systematischen Gesichtspunkten im Gegensatz zu dem nach Landschaften aufgeteilten, mehr ins Einzelne gehenden zweiten Teils.

I. Chinas Abgrenzung gegenüber der asiatischen Umwelt; eine Abgrenzung, die China aus natürlichen Gründen isolierte und zur Stagnation auf vielen Gebieten der Kultur und Zivilisation führte; *„auf allen Seiten sind*

Hindernisse, die die Verbindung erschweren" (S. 5). China ist ein Land der Gegensätze: im Norden die Löslandschaft mit der riesigen Hoangho-Ebene und Menschen, die sich überwiegend von Weizen und Hirsearten ernähren, im Süden Berglandschaft mit Alluvialebenen begrenzten Umfanges und Reisbau. Gleichartig ist der Bevölkerungsdruck für Nord und Süd. Hier vermißt man ein Eingehen auf die zum Teil sehr interessanten Ergebnisse der Volkszählung von 1928.

II. Topographisches. Hier greift Verf. in seiner Beschreibung des Grundlegenden auf den Paläontologen Grabau, Deutsch-Amerikaner aus altmärkischem Geschlecht, zurück und stellt verschiedene Ansichten gegenüber. Z. B. S. 35: „*Die Meinungen der Geologen über das genaue Alter des großen Tsingling-Systems, das sich ostwärts durch Zentralchina hindurchzieht, sind geteilt* (d. i. das ‚Rückgrat Chinas' F. O.), *Richthofen und andere geben ihm paläozoisches Alter, aber man kommt immer mehr dazu, Frühjurazeit anzunehmen*" usw. S. 36: „*Die geologische Beschaffenheit des Berglandes südlich des Yangtse ist noch ungenügend durchforscht.*" Aus den Formationen ergeben sich die Grundbedingungen für hydro- und orographische Verhältnisse, auf die Verf. verweist: schiffbare Flüsse in Mandschurei und Südchina, im Norden überwiegend Straßenverkehr. Photographische Bilder und Nachbildungen belehren uns darüber, wie der Chinese in seine Landschaft hineinpaßt und wie er sie mit dem Pinsel erfaßt (S. 36 a. a. O.). Im Norden greifen Naturkatastrophen, — Trockenheit verbunden mit Hungersnot oder Überschwemmung im Hanghogebiet —, rücksichtsloser in das Leben der Menschen ein als im Süden.

III. Klima. „*Chinas Wetterverhältnisse werden mehr durch innerasiatische Einflüsse als vom nahen Stillen Ozean her beherrscht*" (S. 60); *im Sommer „fast dauernd leichtes Tiefdruckgebiet über dem Land, Hochdruck über den Meeren . . ., im Winter umgekehrt mit kalten, trockenen nach auswärts dringenden Luftströmungen über dem Festland und aufsteigender Luft über den Meeren*" usf.

IV. Bauern seit viertausend Jahren. Diese Überschrift weist auf den Inhalt hin. Goodnow hat Chinas Zivilisation eine „Gemüsezivilisation genannt" (S. 81). „Könnte man China von der Luft aus sehen, so würden die Miniaturfelder den stärksten Eindruck hervorrufen." In den Bildern tritt uns der Bauer in Haus und Feld entgegen, wie er mit dem Wasserbüffel pflügt, wie er strebt und lebt, schafft und webt, wie er hoch sichtbar im Reisfeld arbeitet oder unter den Riesenstauden des Kaoliang verschwindet; im Ganzen gewaltig, im Einzelnen Zwergebetriebe.

V. Naturschätze Chinas. In bezug auf Mineralschätze heißt es S. 109: „*Obgleich Richthofen ein hervorragender Geologe war und richtig der Vater der chinesischen Geologie genannt wird, so verfiel auch er in den gewöhnlichen Fehler, häufiges Vorkommen und Überfluß zu verwechseln*"; dies bezieht sich auf Kohle und die meisten Metalle, wie Eisen, Kupfer. Verhältnismäßig reich ist China nur an Zinn und Antimon. Die Ergebnisse des seit 1916 in Peking (Peiping) organisierten Vermessungsdienstes hat sich der Verf. zu Nutze gemacht. Der gegenwärtige Stand der Kenntnis wird so umschrieben: „. . . *Weitere Arbeiten werden unsere Kenntnisse über die Ausdehnung und die Eigenart der Vorkommen noch beträchtlich erweitern, aber ohne die Grundtatsachen unserer gegenwärtigen Kenntnis zu erschüttern*" (S. 110) *Es ist nunmehr klar, daß China nicht reich „an Mineralien ist und daß Chinas Rang in der Hinsicht der einer wenig begünstigten Nation ist.*"

VI. Chinas Verbindung mit der Außenwelt. Über Handel und Verkehr usw. wird zuerst ein geschichtlicher Abriß gegeben, in großen Zügen zurück bis 128 v. Chr., die weiteren Einzelheiten stützen sich auf die Angaben der chinesischen Seezollverwaltung. Ganz allmählich wird China in den Weltverkehr einbezogen. Ein Fragezeichen darf man aber hinter folgenden Satz stellen (S. 143): „*As per capita wealth rises in China, buying power will increase and there will be a shift from cheaper to better articles, with increased trade for countries with a quality emphasis*", die Voraussetzung für eine solche Entwicklung wäre nämlich: Umkehr der jahrhundertelangen Entwicklung in der Richtung steigende Bevölkerung, Aufteilung des Bodens bis zur Zwergbetriebsgrenze und der Begleiterscheinungen. Die Zahlungsbilanzangaben sind hypothetisch, aber richtig ist, daß die Überweisungen der Auslandschinesen die Passivität ausgleichen. Hier hätte schon auf die verhängnisvollen Krisenauswirkungen seit 1929 verwiesen werden können.

Die Kapitel VII bis XXI sind der Darstellung der Verhältnisse in den einzelnen Landschaften gewidmet. Verf. unterscheidet: Nordchinesische Tiefebene; Löß-Hochland; die Bergländer von Shantung, Liaotung und Jehol; die Mandschurische Ebene; das Bergland der Ostmandschurei; das Bergland des Khingan; die zentralasiatischen Steppen und Wüsten; die Gebirgslandschaft Mittelchinas; die Yangtseebene; die Rote Erde von Szechwan; die Gebirgslandschaft südlich vom Yangse; die Südostküste; die Hügellandschaft in Kwangtung und Kwangsi; das südwestliche Tafelland; die tibetischen Grenzländer. In diesen 15 Kapiteln wird früher Gesagtes häufig in anderer Gruppierung und mit weiteren Einzelheiten wiederholt. Die wirtschaftsgeographischen Grundbedingungen sind in diesen Einzeldarstellungen häufig stärker betont als der Titel des Werkes vermuten läßt.

Die Arbeit ist gemeinverständlich geschrieben. In die Abstraktionen der chinesischen Denkweise (Sinologie) ist Verf. nicht eingedrungen, er bleibt im Rahmen des Anschaulichen, was wohl auch der Zweck des Buches ist. Diese Arbeit und die ältere von Richard, mit ihrem stark sinologischen Unterbau (Géographie de l'Empire de Chine), ergänzen sich gegenseitig sehr gut.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Al-Machriq 30 1932:

1 10—15 H. Lammens, Syrien zur Zeit der arabischen Eroberung. Rassen, Sprachen und Religionen (Einwohnerzahlen, Syrien als Durchgangsland, die Jazīdīs als Ausläufer der Manichäer, Helfer der Araber). — 16—22, 139—46, 217—23 N. Naṣrallāh, Das 40-tägige Fasten im 4. Jahrhundert im Morgenland und im Abendland, in Antiochia, Jerusalem, Alexandria und Rom. — 23—30 F. Taoutel, Averroes und sein Tahāfut at-tahāfut (anläßlich der Ausgabe von Bouyges). — 31—5 F. E. al-Bustānī, Bairut vor hundert Jahren (nach einem Brief des Jesuitenpaters Riccadonna aus dem Jahre 1831). — 42—8 J. Fāris, Die Veranlagung der Araber für Philosophie (der Beduine ist ihr abgeneigt). — 49—53 F. E. al-Bustānī, Germānōs Farḥāt (1670—1732, zur 200-Jahrfeier seines Todes am 10. 7.). — 54—6 M. Šihāb, Das Grab des Amīr Baśīr (starb 1850 in Galata, Vorschlag zur Rückführung nach Syrien). — 63—5 *F. Goitein, Zur Entstehung des Ramaḍāns. Isl. 18, 189 (F. T.).

2 81—92, 186—92, 272—81, 503—11, 640—52, 856—65, 924—32 Manṣūr ʿAwwād ʿAwwād, Der libanesische Patriarch Elias Petrus al-Hojjek 1842—1931. — 93—8 Salīm ad-Daḥdāḥ, Die Wahl der maronitischen Patriarchen. — 101—11 H. Lammens, Die Psychologie der vorislamischen Beduinen (strenge Zuchtwahl durch das harte Leben, die Beduinen als Individualisten und Egoisten, ihre Kühnheit, Ausdauer, Anarchie usw.). — 128—38 Ibrāhīm ʿAwwād, Die wirtschaftliche Lage des Libanon 1931 (Reiseverkehr, Landwirtschaft, Handel, Industrie). — 147—9 *Die Bindung der äg. Währung an die englische. Hilāl-Kalender III, 1932.

3 161—9, 297—302, 365—71, 530—7, 744—51, 848—55, 933—40 Isḥāq Armale, Die Stufen der Kleriker bei den Maroniten und den Syrern. — 170—7, 258—65 Salīm ad-Daḥdāḥ, Die Wahl eines maronitischen Patriarchen im 19. Jahrhundert und die Einmischung des französischen Konsuls. — 178—85 H. Lammens, Warum haben die Araber Syrien erobert? (Nicht nach einem wohlerwogenen Kriegsplan, sondern nur weil die Byzantiner die Grenze nicht genügend schützten.) — 193—200, 266—71 Martin Gire, Gold und Goldgewinnung in Syrien. — 209—16 F. E. al-Bustānī, Literarische Probleme der Gegenwart, Beziehungen zur abendländischen Literatur (die Stellung der Modernen zur alten Literatur, die Einheit der alten arabischen Dichtung). — 227—9 *Rote Pilgerfahrt, WI 1932, 112 (F. T.) — 231—3 *Oppenheim, Der Tell Halaf (S. R.).

4 248—51 Antoine Bāz, Steinarbeiten im Libanon. — 289—96 Jūsuf Fāris, Übersetzungen und Übersetzer zur Abbasidenzeit (besonders unter Maʾmūn, meist Ärzte. Ḥunain und seine Schule übersetzten wirklich alte Werke, die andern nach späten Bearbeitungen und syrischen Wiedergaben). — 303—6 F. E. al-Bustānī, Die Umwelt, in der die arabische Literatur entstand (über die Wichtigkeit der Kenntnis des Beduinenlebens für das Verständnis der arabischen Dichtung). — 307—9 *Pfadfindertum im Islam (zur futuwwa, nach Muṣṭafā Ġawād in al-ʿIrfān). — 309f. *Polens Toleranz gegen seine Muslime (nach al-Manār) (F. T.).

5 332—6 Amīn al-Ǧumajjil, Hygiene im Libanon einst und jetzt. — 337—46 H. Lammens, Die Eroberung Syriens durch die Araber und das byzantinische Heer (Ausbau der Darstellung im Précis historique, der Fanatismus der Byzantiner als eigentlicher Grund ihrer Niederlage). — 353—7, 444—9 Antoine Bāz, Das Elektrizitäts-Unternehmen al-Qādīšā im Libanon. — 358—64, 450—7, 492—502 Ibrāhīm Abū Samrā Ġānim, Die Ägypter im Libanon und in Syrien vor 100 Jahren (der Feldzug Ibrahim Paschas und seine politischen und kulturellen Folgen). — 372f. *F. Taillardat, Der islamische Kongreß in Jerusalem (nach L'Asie Française). — 373—8 *Die altarabische Prosa (nach RAA) (F. E. B.). — 379—88 F. E. al-Bustānī, Um die altarabische Prosa (die alt-arabischen Dichter kennen nicht einen Unterschied zwischen Prosa und Poesie, das metrische und das musikalische Moment ist noch nicht genügend beachtet).

6 401—16 Isḥāq Armale, Die Benediktiner in Palästina. — 417—24, 481—91 H. Lammens, Die Franzosen in Syrien im 6. und 7. Jahrhundert (Auswanderung, Pilgerverkehr, Reiseführer usw.). — 425—33, 522—9, 658—63, 752—62 Amīn Ḫālid, Die Grundidee in den Werken des Ǧibrān Ḫalīl Ǧibrān (seine Liebe und sein Paradies sind irdisch, im Gegensatz zu sufischen Lehren, interessante Proben aus seinen Werken). — 458—63 F. Taoutel, Ibn Qutaiba's ʿUǰūn al-aḫbār (zur Ausgabe Cairo 1925—30 Bd. 1—4). — 464—8, 538—43, 685—90, 779—86 Ignatius Ǧaʿǧaʿ, Beśarrā (Erinnerungen an seine Heimatstadt, alte Sitten usw.). — 470—1 *Aus einer Rede des Ibn Saʿūd (betr. seine Politik mit England, nach Umm al-Qurā).

7 544—6 *Muṣṭafā aś-Šihābī, Die Staatsdomänen in Syrien (nach der Zeitschrift az-Zirāʿa al-ḥadīṯa, (Hamāh). — 546—9 *George Fouchier, Die Wirtschaftslage in Syrien (nach al-Hilāl 1932, 1107). — 553f. *Ebeling-Meissner, Reallexikon der Assyriologie I (S. R.).

8—9 561—74 Ḥabīb Zajjāt, Kritische Bemerkungen zur Reise des Patriarchen Makarius (Verbesserungen zur Ausg. Konstantin al-Bāšā). — 575—85, 737—43, 822—9 Jūsuf Ǧanīma, Die Wissenschaften in al-Ḥīra (über Schulen, Literatur usw., Vorabdruck aus einem größeren Werk). — 602—12, 729—36, 830—41 ʿĪsā Iskandar al-Maʿlūf, Der Libanon z. Zt. des Emīr Faḫraddīn 1595—1635 (sein Leben und seine Bedeutung für die Kultur des Libanon). — 618—32, 808—21, 908—19; XXXI, 36—44, 91—101, 177—86, 248—61, 337—50, 418—32, 504—14, 589—606, 758—70 G. Ġabbūr, Ibn ʿAbdrabbihi und sein ʿIqd (gründliche Arbeit über den Charakter des Verfassers und seine politische Einstellung als gemäßigter Schiit und über sein Werk, das als Geschichtsquelle mäßig, aber kulturgeschichtlich wertvoll ist. Das Ganze ist dann als Buch erschienen, s. S. 953). — 633—9, 772—8 H. Lammens, Die persischen Elemente im Libanon (schon vor dem Islam gab es Perser in Baalbek, weitere wurden von Muʿāwija und Saladin angesiedelt, aber die heute im Libanon wohnenden Schiiten scheinen nicht von ihnen zu stammen, ihr Ursprung ist noch unsicher). — 696—9 *Text des Todesurteils gegen den Afghanen ʿAbdassattār ibn Sūfī ʿAbdalġaffār, der ein Stück des schwarzen Steins und der Kaʿbadecke stahl (nach Umm al-Qurā). — 712f. *ʿAbdalbāqī al-Aijūbī, Qāmūs al-ḥuqūq (E. Tyan). — 714 *Amīn al-Ġarīb, Asmāʾ an-nabāt (F. T.).

10 721—36, 904—7 J. Mongin, Riten und Gemeinden in den orientalischen Kirchen (Übersicht für Lehrzwecke, übersetzt und bearbeitet von F. Taoutel).

— 763—71 F. E. al-Bustānī, Al-A'šā und der Islam (die verschiedenen Fassungen des Berichts über das Lobgedicht und die Bekehrung werden auf ihre Urform zurückgeführt und diese mit Caetani als Tendenzfälschung erklärt). — 787—9 *Das Ergebnis der Volkszählung in der Libanon-Republik am 31. 1. 32.

11 801—7, 920—3 Antonius Šiblī, Der maronitische Mönchsorden im Libanon (gegründet 1694, geschichtlicher Überblick). — 842—7 D. Ramiā, Al-'Āqūra in der Geschichte (zu der neuen Geschichte des Orts, westlich von Baalbek, von Louis al-Hāšim). — 866-8 *C. Matthews, Die Klagemauer oder der Burāq (aus MW). — 869—71 *'Abdarrazzāq al-Ḥasanī, Die Qalam Ḥāǧīja (F. T., eine kleine islamische Sekte im Iraq).

12 881—92 Habīb az-Zajjāt, War der Patriarch Makarius Katholik? (Nein, gegen die Ansicht von Konstantin al-Bāšā). — 894—903, XXXI: 13—22 Jūsuf Ġanīma, die Munḏir's, Könige von al-Ḥīra (403—514, geschichtlicher Überblick). — 940—2 *L. A. Mayer, Orientalische Kleidung im Mittelalter (aus al-Kullīja 18, 6, die damit zu erscheinen aufhört, F. T.). — 942—4 *Ḫalīl Bej Muṭrān, Ägyptens Literatur und Kunst heute in 50 Jahren (als Antwort auf eine Rundfrage des Hilāl). — 945—9 *Die Industrie in Syrien und im Libanon im Jahre 1931 (nach einem Bericht der Bank von Syrien).

31 1933:

1 1—12 'Abdalmasīḥ al-Maqdisī, Die Übersetzung der heiligen Bücher ins Arabische vor dem Islam (mit einer Liste der Bibelstellen im Koran). — 23—29, 116—23, 208—14, 289—95, 452—8 H. Lammens, Geschichte und Entwicklung des islamischen Rechts (guter Überblick mit interessanten Einzelbeobachtungen, die Entstehung und die Unterschiede der Rechtsschulen, Rechtskniffe, modernes Recht, Chalifat u. a.). — 45—53, 124—8, 203—7, 296—300, 381—4, 459—63, 534—6, 648—53, 754—7 L. Ḫāṭir, Sprichwörter und Geschichten im Libanon über die einzelnen Monate des Sonnenjahres (nützliche, aber wohl nicht vollständige Zusammenstellung). — 54—61, 133—8, 222—7 F. E. al-Bustānī, Zeitgenössische Dichter und Gedichte (Im Anschluß an das Buch aš-Šiʿr waš-šuʿarā' von Ḫalīl Ḍāhir, New York 1931, werden besprochen die Ägypter Šauqī, Ḥāfiẓ Ibrāhīm und Ḫalīl Muṭrān, die Syrer Maʿrūf ar-Ruṣāfī, Bišāra al-Ḫūrī, Wadīʿ 'Aql, Šiblī al-Mallāṭ, und Ibrāhīm Munḏir, sowie die Ausgewanderten Maḥbūb al-Ḫūrī aš-Šartūnī und Īlijā Abū Māḍī). — 62—7, 139—45, 215—21, 301—5 Jūsuf Ġaṣṣūb, Der Dorftyrann. Libanon-Drama in zwei Akten. — 68—71 *Ḥabīb Zajjāt, Der Gebrauch der syrischen Sprache in der byzantinischen Liturgie in Ṣaidnājā (aus seinem Buche Geschichte von Ṣaidnājā).

2 81—90, 262—9, 357—65 Waǧīh Ḫūrī, Das Gerichtswesen im Libanon z. Zt. der Feudalherrschaft (1595—1861). — 108—15, 197—202, 278—82 Amīn Ḫālid, Jesus in den Evangelien und bei Ǧibrān. — 129—32 Felix Treserra, Ibn al-'Arabī als „Ṣūfī" (nach Miguel Asín Palacios, El Islam cristianizado, Madrid 1931). — 150f. *Tor Andrae, Mohammed (H. Lammens). — 153—5 *Amīn al-Maʿlūf, Muʿǧam al-ḥajawān (F. T.).

3 161—7 Habīb Zajjāt, Zahlenübertreibungen in der islamischen Geschichte (Beispiele: Bau der Moscheen in Medina und Damaskus, Einnahme von Maʿarrat an-Nuʿmān 491 h. und Bagdad 656 h.). — 168—76, 446—51 Antonius Šiblī, Eremiten im Libanon. — 229—31 *Fu'ād Ḥamza, Vom Rub' al-Ḫālī (nach al-Muqtaṭaf Febr. 1933, 177—86). — 234f. *Ebeling-Meissner, Reallexikon der Assyriologie II (S. R.).

4 241—7, 351—6 Athanasius Ḥāǧ, Das Patriarchat von Antiochia (geschichtlicher Überblick). — 270—7, 372—80, 439—45, 526—33, 607—12 I. Sarkīs, Lamartine im Libanon und in Syrien (Juli 1832 bis April 1833). — 283—8, 366—71 Asad Rustum und F. E. al-Bustānī, Der Emir Ḥaidar Aḥmad aš-Šihābī und seine Geschichte des Libanon (Einleitung über den Emir, der 1761—1835 lebte, und sein Werk *al-Ġurar al-ḥisān fī aḫbar abnāʾ az-zamān*, dessen Edition die Verf. vorhaben). — 306f. *Eine Eisenbahn zwischen Mekka und Ǧidda (Wortlaut des Erlasses des Ibn Saʿūd und des Abkommens nach der Zeitung Ṣaut al-Ḥiǧāz vom 6. 3. 33). — 310f. *Kazem Daghestani, Étude sociologique sur la famille contemporaine en Syrie (F. E. B.).

5 321—8, 409—17 Joh. 'Azzō, Die Märtyrer von Naǧrān im Jahre 524 (Übersetzung eines Schreibens des Bischofs Simeon von Bait Aršam aus dem Syrischen ins Arabische). — 330—6 Amīn Ḫālid, Das letzte Werk des Ǧibrān (betitelt *Ālihat al-arḍ*, arab. Cairo 1932 erschienen). — 385f. *Gegen französelndes Arabisch in Bairut vor 60 Jahren (nach einem Artikel in der Zeitschrift al-Ǧinān vom 1. 12. 1873 von Ḫalīl Ǧānim). — 388f. *Festschrift Georg Jacob. — 396—8 *Anton al-Ǧumajjil, Šauqī (F. E. B.).

6 401—8 Asad Rustum, Der Šaiḫ Aḥmad al-Ġarr und die Rechtsprechung in Bairut vor hundert Jahren. — 466—8 *'Abdalqādir al-Maġribī, Zur Kritik der arabischen Literatur (aus einem Artikel in der neuen Zeitschrift aṭ-Ṭaqāfa in Damaskus). — 476 *Habīb Zajjāt, Geschichte von Ṣaidnājā (H. L.). — 477—9 *Ḥabīb Ṣādir, Die ansteckenden Krankheiten in den arabischen Ländern (Amīn al-Ǧumajjil).

7 481—8, 661—6 H. Lammens, Das Leben im vorislamischen Berytos (nach einem Vortrag). — 489—96, 630—42 Amīn al-Ǧumajjil, Hygiene und Medizin in der Bibel. — 515—26 F. E. al-Bustānī, Die drei großen Omajjadendichter: Aḫṭal, Farazdaq und Ǧarīr (Versuch eines Vergleichs). — 541—4 *Taufīq al-Ḥakīm, Zur Mentalität der Araber (aus einem Artikel in der neuen äg. Zeitschrift ar-Risāla). — 544 *Sāmī al-Kijālī, Zur Frauenfrage in Ägypten (nach einem Interview der Hudā Šaʿrāwī für die Zeitschrift al-Ḥadīṯ, Aleppo). — 548f. *B. Fares, L'honneur chez les Arabes (H. Lammens). — 554 *Die neue Kultur Ägyptens (F. T.). — 556f. *Amīn Ḫālid, Zum Verständnis Ǧibrān's.

8-9 567—73, 738—42, 817—23, 888—92 'Īsā Iskandar al-Maʿlūf, Die Rechtsprechung im Libanon z. Zt. der Šihābī-Dynastie (1697—1824, mit besonderer Behandlung der bedeutenderen Richter). — 574—88, 743—53, 839—51, 893—906 Paulus Qarʾalī, Die Kreuzeserhebung, Homilie angeblich vom Bischof Kyrillos von Jerusalem (313—387d., Edition mit Einleitung). — 613—23, 730—7, 831—8 Joh. 'Azzō, Eine Botschaft des Patriarchen Ignatius Niʿmatallāh (1579, aus dem Syrischen ins Arabische übersetzt). — 676—88, 771—8, 824—30 Nāṣīf al-Jāziǧī, Al-ḥaǧar al-karīm fī uṣūl aṭ-ṭibb al-qadīm, ein Raǧaz-Gedicht über die Medizin mit Kommentar, hrsg. von F. E. al-Bustānī. — 689—96 *H. A. R. Gibb, Ägyptische Novellen und Erzählungen (übersetzt aus BSOS VII, 1). — 697—706 F. E. al-Bustānī, Die dichterische Persönlichkeit des Kaʿb ibn Zuhair. — 707f. *Averroes, Talḫīṣ kitāb al-maʿqūlāt ed. Bouyges (F. E. B.). — 708—10 *Sobhi Mahmassani, Les idées économiques d'Ibn Khaldoun (F. E. B.). — 715—7 *Th. Nöldeke, Die Ghassaniden, arabisch Bairut 1933 (F. T.).

10 721—9, 852—60, 921—30, H. Lammens, Bairuter Leben zur Kreuzzugszeit (guter kulturgeschichtlicher Überblick). — 779—88, 809—16 Miḫā'īl Iljān Sarkīs, Die 50-Jahr-Feier der syrischen Kirche in Bairut. — 789f. *Ignatius Saʿd, Der Bischof Germānūs

Farḥāt (aus der Zeitschrift aś-Śahbā', Aleppo). — 790f. *Der Śaiḫ Kāmil al-Ġazzī (Nachruf aus der Zeitschrift al-Ḥadīṭ, Aleppo). — 793f. *Am. Giannini, L'ultima fase della questione orientale 1913—1932 (F. T.).

11 801—8 Jūsuf Nādir, Das Noviziat des Paters Gabriel Denbo (1774—1832). — 871 *Koranrezitation im Radio (das Gutachten der Azharscheiche nach äg. Zeitungen). — 877—9 *F. E. al-Bustānī, Ar-rawā'i' III, 21—30 (F. T.).

12 911—20 Iljās Ḥassūn al-Ma'lūf, Ein Werk des Patriarchen Makarius ibn az-Za'īm (über die Naturen Christi, geschrieben für Sultan Mehmed Fatih). — 937—40 E. H., Zur zeitgenössischen Kritik in Bairuter Zeitschriften. — 941—4 *George Samné, Faisals Stellung zwischen England und Frankreich (nach CO Sept. 1933, 97—103): — 945—7* Die Industrie im Libanon 1932 (nach dem Bericht der Bank von Syrien). — 954—60*Muḥammad Raśīd Riḍā, Muhammads Offenbarung (F. T.). W. Björkman.

Almanach français de Beyrouth 1933:

19—22 M. Bouyges, Correspondence des ères chrétienne et musulmane („indiquant la date chrétienne exacte . . . pour le premier jour de chaque année musulmane et permettant de calculer rapidement la date d'un jour quelconque"). R. H.

The Annual of the American Schools of Oriental Research 11 1929/30 (1931):

1—59 Clarence S. Fisher and Chester C. McCown, Jerash-Gerasa. A preliminary report of the first two campaigns of the joint expedition of Yale University and the American Schools of Oriental Research (Verlauf der Frühlings- und Herbstkampagne 1930 — Übersicht über Siedlungsperioden — Hauptarbeit diente Klärung der Baugeschichte des Artemistempels — Kleinfunde). — 62—119 S. W. Kramer, The Verb in the Kirkuk Tablets. — 120—30 W. R. Taylor, A new Syriac fragment dealing with incidents in the second crusade. — 131—49 Clarence S. Fisher, The campaign at Jerash in September and October 1931 (Tagebuchartiger Grabungsbericht).

12 1930/31 (1932):

1—165 The excavation of Tell Beit Mirsim in Palestine. I, W. F. Albright, The pottery of the first three campaigns. (Eingehende Bearbeitung der keramischen Funde in einem südwestlich Hebron gelegenen Hügel: Sorgfältige Schichtenbeobachtungen und Vergleiche mit umliegenden Kulturen ergeben ein genaues Bild der Entwicklung palästinensischer Töpferei von der kanaanitischen frühen Bronzezeit bis ins 7. vorchristliche Jahrhundert). A. M.

Anthropos 1932:

1/2 1—10 Abbe H. Breuil, Le gisement à Sinanthropus de Chou-Kou-Tien et ses vestiges de feu et d'industrie. — 11—64 P. P. Arndt S. V. D., Die Megalithkultur der Nada (Flores). — 95—122 P. P. Dr. Verbrugge, La vie Chinoise en Mongolie. — 123—52 Frh. v. Richthofen, Archäologische Beziehungen zwischen Nordamerika und Nordasien. (Untersucht die sibirischen und nordindianischen steinzeitlichen Kulturen und findet interessante Vergleichungspunkte). — 153—82 Rev. P. Daigre, C. S. Sp., Les Bandas de L'Oubangui-Chari. — 183—212 P. J. P. Crazzolara, F. S. C., Beiträge zur Kenntnis der Religion und Zauberei bei den Schilluk (Darin: das höchste Wesen Jwok).

2a 275—77 P. W. Schmidt, S. V. D., Die Errichtung des „Anthropos"-Institutes.

3/4 361—416 H. Baldus, Beiträge zur Sprachenkunde der Samuko-Gruppe. — 417—22 N. Agheci, Emblèmes et chants (Dahomey). — 423—56 P. H. Meyer, Wunekau oder Sonnenverehrung in Neuguinea. — 457—500 P. D. Doutreligne, Contributions à l'étude des Populations Dioy du Lang Long (Chine). — 500—24 W. Koppers, Das Schicksal der Ethnologie unter dem Sowjet-Regime (Vergebliche Versuche des Sowjet-Regimes, die russische Völkerkunde in die Bahnen ihrer Anschauungen zu zwingen). — 525—42 P. Servatius, De besnijdenis bij de Bene-Nsamba. — 543—619 R. Heine-Geldern, Urheimat und früheste Wanderungen der Austronesier.

5/6 707—42 W. Pessler, Die geographische Methode in der Volkskunde (Beispiele: Karte 2. Österreichische Bauernhausformen, Karte 5: Die Formen des täglichen Brotes in Rheinland-Westfalen). — 743—78 M. Pancritius, Aus mutterrechtlicher Zeit (Rotkäppchen. Rotkäppchens Weg zur Großmutter ist der Weg des toten Kindes zur Todesherrin! Es stammt noch aus mutterrechtlicher Zeit. Dann könnte es eben ursprünglich kein Märchen gewesen sein). — 779—96 P. H. Meyer, Wunekau (Forts.). — 797—818 C. Brockelmann, Gibt es einen semitischen Sprachstamm? (Die Frage wird in dem wichtigen Aufsatze verneint). — 855—80 Verbrugge, La vie Chinoise en Mongolie (Forts.). — 881—98 Crazzolara, Beiträge zur Kenntnis der Religion und Zauberei bei den Schilluk (Schluß).

1933:

1/2 27—54 P. H. Meyer, Wunekau (Schluß). — 55—86 Verbrugge, La vie Chinoise en Mongolie (Forts.). — 87—98 V. Lebzelter, Steinzeitliche Funde aus Ruanda und vom Ituri. — 117—58 Die Fischerei bei Utinta am Tanganyka. — 179—88 Rev. Fr. T. N. Siqueira, S. J., Sin and Salvation in the Early Rigveda.

3/4 277—304 Mgr. L. Tardy, Contribution à l'étude du folklore Bantou. — 321—54 P. J. Schmidt, Neue Beiträge zur Ethnographie der Nor-Papua. — 355—82 Rev. P. F. Reiter, Trois récits Tonguiennes. — 383—406 H. F. Friedrichs u. H. W. Müller, Die Rassenelemente im Indus-Tal während des 3. und 4. vorchr. Jahrtausends (Mischbevölkerung aus 4 Typen: 1. weddoid, 2. hamitisch, 3. mongoloid, 4. armenoid (in Harappa, dem Fundort der mit den Sumerern in Verbindung gebrachten Tier- und Schriftzeichen). — 407—62 H. Niggemeyer, Totemismus in Vorderindien.

5/6 579—620 H. Niggemeyer, Totemismus in Vorderindien (Schluß). — 621—32 R. Schober, Die semantische Gestalt des Ewe (d. h. Betrachtung der Ewe-Sprache als Ausdrucksmittel geistigen Lebens. — 633—48 Rev. P. Ed. Labrèque, La tribu des Babemba I. — 649—62 E. M. Loeb, Die soziale Organisation Indonesiens und Australiens. —663—82 P. J. Schmidt, Neue Beiträge zur Ethno-graphie der Nor-Papua (Schluß). — 683—720 M. Vanoberth, Pronouns and Numbers in Iloko. — 721—58 Dr. ing. H. Th. Horwitz, Die Drehbewegung in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der materiellen Kultur. — 759—76 K. Prümm, S. J., Material-Nachweise zur völkerkundlichen Beleuchtung des antiken Mysterienwesens. M. Pieper.

Die Antike 9 1933:

2 130—41 O. Brendel, Spätägyptischer Porträtkopf.

3 203—44 H. Thiersch, Die Kunst der Griechen und der alte Orient.

4 261—81 Einar Gjerstad, Die schwedischen Ausgrabungen nuf Cypern (Funde plastischer Werke; erst mykenischer, später ionischer Einfluß; Palast von Vouni; Gesamtüberblick über die kyprische Kunst). — 303—19 Carl Schuchhardt, Die Indo-

germanisierung Griechenlands (zwei Einwanderungen, die achäische ca. 1800 v. Chr., die dorische ca. 1200 v. Chr., Wechselwirkung mit der mittelländischen Kultur).

10 1934:
1 17—45 P. Jacobsthal, Einige Werke keltischer Kunst (betont an Hand einer Auswahl die Selbständigkeit der Kelt. Kunst). W. Schubart.

Antiquity 7 1933:
27 337—9 St. Casson, Battle-Axes from Troy. — 345—7 G. S. Laird-Clowes, Boats at Trebizond. 28 389—404 C. Wh. Bishop, The Neolithic Age in Northern China. E. P. B.

Archiv Orientální 5 1933:
1 1—38 A. Götze, Über die Partikeln *-za*, *-kan* und *-šan* der hethitischen Satzverbindung (drücken nicht die besondere Beziehung des Satzes zu dem, was vorausgeht, aus, sondern „*-za* gibt dem Verbum . . . ingressiv-perfektiven oder perfektischen Sinn"; während Ortsadverbien ohne die Partikel *-kan* „eine Bewegung, die einen Reflex einer vorhergegangenen Bewegung darstellt", bezeichnen, fehlt „eine solche Bezugnahme in den Fällen, wo *-kan* steht", die Partikel „absolutiert" also die Bewegung; *-šan* enthält „einen Ortsbezug" und zwar speziell einen Hinweis auf das „Auf und Über"). — 39—60 J. Hertel, Die awestischen Jahreszeitenfeste, I. Awestisch *ratu-*, *ərətu-*, *aratu-*, vedisch *ṛtú* (nicht = „Richter", sondern = „Ausstrahler" des Herrschafts- und Siegesfeuers, d. h. Schutzherr). — 61—77 M. San Nicolò, Parerga Babylonica IX: Der Monstreprozeß des Gimillu, eines širku von Eanna (Protokoll einer Strafverhandlung gegen Gimillu vor dem Tempelgericht von Eanna). — 78—84 J. Rypka, Diplomatische Miszellen I: Turco-Valachica (Auszüge aus vier Urkunden aus Ferīdūn aus den Jahren 1573, 1574, 1620, 1658). — 85—7 A. H. Krappe, Eine morgenländische Variante zu den „Himmelsstürmern" (der Eintritt des Idrīs ins Paradies). — 88—90 P. Poucha, Tocharica VI: Tocharisch *yāmutsi* (Vogelname im A-Dialekt = soghdisch **ēmūtsi* „Papagei", aus dem Chinesischen entlehnt). — 91—5 V. Skalička, Zur Phonologie der finnischen Schriftsprache (Auseinandersetzung mit Trubetzkoy). — 96—113 N. K. Dmitrijev, Gagausische Lautlehre III (Schluß). — 114—7 B. Hrozný, Sur l'inscription „hittite"-hiéroglyphique Carch. I, A 6 (verbesserte Lesung des bereits „Inscriptions hittites hiéroglyphiques", S. 74f. vorgelegten Passus, wobei sich vielleicht der Name der Kimmerier ergibt). — 118—23 Th. H. Gaster, The ritual pattern of a Ras-Šamra Epic (das 'Aleyan-Epos gedeutet als Ritualgesang zur Begleitung eines Ritus, der die jährliche Austreibung des Todes darstellt: Ba'al verkörpert das natürlich befruchtete, Mot das tote Land). — 124—30 L. H. Gray, Notes étymologiques sur les „verbes faibles" en hébreu biblique. — 133—75 Book Reviews (darunter ausführliches Referat von Przeworski über die Ergebnisse vorgeschichtlicher Forschung in Iran).

2/3 177—86 H. Pedersen, Hittitische Etymologien (1. *kutruš* „Zeuge" hängt nicht mit dem Zahlwort für vier zusammen, sondern mit litauisch *gudrùs* „klug"; 2. *parnaš* „Haus, Hof" ist verwandt lykisch *prñnawate* usw. „bauen"; 3. hitt. *šarā* „hinauf" hängt zusammen mit lyk. *hrppi*, *hri* „über"; 4. hieroglyphisch *tu-na-ka-la-s* „Sonne" gehört zusammen mit got. *tuggl* „Gestirn", altengl. *tungol* „Himmelskörper" usw.; 5. das hierogl. Wort für „Großvater", das Hrozný *ju-u-s* las, ist vielleicht eher *ḫu-ḫa-s*, vgl. hitt. keilschr. *ḫu-uḫ-ḫa-aš*). — 187—207 J. Hertel, Die awestischen Jahreszeitenfeste II: 3. Die Verbindung von *ahū-* und *ratu-* („alle awestischen Stellen . . ., in denen *ahū-* und *ratu-* nebeneinander stehen, . . . bezeichnen den Herrscher mit *ahū-* als den Gebieter über sein Herrschaftsbereich, mit *ratu-* als den Ausstrahler des Siegesfeuers im Sinne des Schutzherrn gegen dessen Feinde" — mit Übersetzung und Erklärung des Kommentars zum Ahuna-Vairya-Y. 19). — 208—42 B. Hrozný, Les inscriptions „hittites" hiéroglyphiques sur plomb, trouvées à Assur. Essai de déchiffrement (fortlaufende Transkription und Übersetzung der von W. Andrae gefundenen und veröffentlichten Bleirollen — auch gesondert erschienen; die Sprache gehört zur centum-Gruppe; das von Pedersen behandelte Wort für „Großvater" will H. jetzt *ḫiḫas* lesen). — 243—5 St. Przeworski, Vorderasiatische Gegenstände aus spätrömischen Fundkomplexen in Westeuropa (der Kölner Bronzefrosch gehört in eine Gruppe von Funden, die „als archäologischer Niederschlag zur Beleuchtung des Problems der Verbreitung der orientalischen Kulte und Gebräuche im römischen Heidentum gewertet werden können"). — 246—69 O. Stein, Neuere Forschungen zur altindischen Sozialgeschichte, Rechts- und Staatsrechtsliteratur II (eingehende Kritik der idealisierenden Auffassung von V. R. Ramachandra Dikshitar, u. a. Widerlegung seiner Auffassung, daß Aśoka nicht Buddhist gewesen sei). — 270—2 A. A. Zakharov, Materials for the Corpus sigillorum Asiae Minoris Antiquae II (bisher unpublizierte sasanidische Siegel mit Portraits). — 273—83 A. Grohmann, Probleme der arabischen Papyrusforschung II (über die staatliche Finanzwirtschaft in Ägypten: Ist Ägypten durch Kapitulation oder mit Gewalt erobert? Älteste Nachrichten über die Besteuerung aus den Chroniken und den Papyrus unter Verwertung der Erkenntnisse über die byzantinische Verwaltung). — 284—302 M. San Nicolò, Parerga Babylonica: X. Bestattungs- und Totenkultverpflichtungen in den Keilschrifturkunden. XI. Die *maš'altu*-Urkunden im neubabylonischen Strafverfahren (*maš'altu* = Verhör, belegt in den Tontafeln des Archivs von Eanna). — 303—20 Book Reviews (in der Besprechung von H. A. Winkler, Siegel und Charaktere in der muḥ. Zauberei veröffentlicht Grohmann eine von Glaser kopierte Inschrift eines Marmorkreises aus Südarabien, die sabäische Buchstaben und Brillenbuchstaben nebeneinander stellt). R. H.

Archiv für Religionswissenschaft 30 1933:
3/4 I. Abhandlungen. 228—41 Krappe, Trophonios and Agamedes (Die Erzählung von diesen stammt aus Ägypten). — 271—307 Kerényi, ΑΝΟΔΟΣ-Darstellung in Brindisi mit einem Zodiakus von 11 Zeichen (zuerst ungarisch in Archaeologiai Értesitö 44, 1930, 74ff. erschienen und hier mit Nachträgen versehen, die die Schlußfolgerungen des Verf. vielfach modifizieren. Die im 2. oder 1. Jahrh. v. Chr. entstandene Scheibe mit der Darstellung einer Himmelfahrt schmückte wohl eine Grabsäule).
II. Beiträge zur Religionswissenschaft der religionswissenschaftlichen Gesellschaft zu Stockholm. 308—59 Sjöqvist, Die Kultgeschichte eines zyprischen Temenos (bei Aijā Irini. Die übereinander liegenden Heiligtümer gehören der Bronze-, Eisen-, archaischen und noch der hellenistischen Zeit an und seien einer Stiergottheit geweiht gewesen, als deren Darstellung — aber zugleich als Votivgabe an sie — die aus den älteren Perioden stammenden Stierstatuetten erklärt werden. Die menschlichen Statuetten der archaischen Zeit werden

dagegen als Verehrer jener Gottheit, die sich damit wohl unter deren Schutz stellen wollten, die von Mischwesen als Geister gedeutet, die besänftigt werden sollten. Ist wohl schon das z. T. unsicher, so erst recht die Herleitung der Tierknochen, Meerschnecken und Schneckenschalen der hocharchaischen Zeit von einer damals hier gefeierten sakramentalen Mahlzeit).
III. Berichte. 360—82 de Josselin de Jong, Religionen der Naturvölker Indonesiens (Forts. und Schluß von S. 174—98).
IV. Mitteilungen und Hinweise. 383—88 von Wesendonk, Zur Verwandtenehe bei den Arsakiden (indirekte und direkte Beweise für sie). — 388—93 Böhmer, Zu Genesis 2, 2—3 „er segnete und heiligte ihn" (scil. den 7. Tag, was aber vielmehr bedeuten soll: Gott lobte und ehrte ihn als seinen Ruhetag). —393—5 Krahe, Zu makedonisch APANTIΣIN. EPINYΣI. (In dieser Hesychglosse ist der erste Name zu der großen Reihe von Göttinnennamen auf -tis und zu den illyrischen Bestandteilen des Makedonischen zu rechnen). — 395—7 Vorwahl, Ein apotropäischer Kriegsbrauch. (So wird die übrigens auch von Tacitus, Germ. 8 berichtete Sitte der Frauen, sich unter Umständen zu entblößen, erklärt — trotz der angeführten Parallelen kaum mit Recht.) — 397f. Vorträge der religionswissenschaftlichen Gesellschaft Hamburg. C. Clemen.

The Asiatic Review 48:
99 380—410 J. Thompson, The reform proposals and their reasons (Betrachtet den gegenwärtigen Stand der politischen Verhältnisse in Indien als notwendige Folge des durch Verbreitung des englischen Bildungswesens einmal beschrittenen Weges, der nun sicher, aber bedächtig weiterverfolgt werden müsse). — 411—34 A. Yusuf Ali, Indian reactions to the White Paper (charakterisiert die parteiische Einstellung zum White Paper seitens der nationalistischen, Muslim- und übrigen Gruppen des indischen Volkes). — 435—58 Begum Shah Mawaz, Indian women and the new constitution (gibt zunächst einen Einblick in das auf dem Gebiet der Frauenbewegung in Indien Geleistete und geht dann auf die Rechte ein, die den Frauen zukünftig eingeräumt werden sollen, die aber dem Wunsch nach Gleichstellung der Geschlechter nicht gleichkommen). — 459—67 Annual report. — 468—73 Annual meeting — 474—85 F. G. Pratt, India and the disarmament conference. — 486 Correspondence: Brief von F. G. Pratt zu Ausführungen von Louis Dane oben S. 298/9. — 487—90 The financial position of Indian railways. — 491—505 B. R. Shenoy, Some aspects of a Central Reserve Bank for India I. — 506—12 Owen M. Green, Mr. T. V. Soong's visit to England. —513—19 Isoshi Asahi, Manchoukuo, one year of achievement. — 520—5 Chin Chung Wang, The proposed sale of the Chinese eastern railway. — 526—9 J. Coatman, The Institut Colonial International at Lisbon. — 530—41 J. de la Valette, Development in Indian States: Administrative progress. (Behandelt: militärische Organisation in Hyderabad, Handelsentwicklung in Mysore, Erziehungswesen etc. in Baroda, Volkszählung in Gwalior, Fortschritte in Bhavnagar.) — 542—50 Stanley Rice, The Indian reforms and the peasantry. — 551—67 Reviews. 100 569—94 Lord Meston, The White paper: a middle view. — 595—99 The summer reception. — 600—19 Mohammed Mehdi of Pirpur, The landed classes and the new constitution. — 620—32 Malcolm Hailey, India — 1983. — 633—7 Aga Khan, Commercial prospects in Muslim Asia. — 638—43 Muhammed Yakub, Indian Muslims and the reforms. — 644—53 P. P. Pillai, The international labour office in India. — 654—61 Camille Fidel, The development of the states of the Levant unter the French mandate. — 662—7 Hugh Byas, Japan's population problem. — 668—85 Isaac Mason, When and how Muhammadanism entered China. — 686—92 H. St. Clair Smallwood, Japan's foreign policy. — 693—7 M. de P. Webb, Links in the imperial chain. — 698—705 W. Nunn, The China shadow play. — 706—9 J. Coatman, Trends in colonial policy: the progress of the international colonial institute. — 710—11 F. Oudschans Dentz, Professor J. Kielstra: governor of Surinam. — 712—9 St. Rice, Frenchmen in India. — 720—4 J. Kerr, The professor at the Round-table. (Bespr. des Buches: "The key to freedom and security in India" by an Indian student of political science). — 725—30 Ranjee G. Shahani, The Universe and Man. — 731—5 Reviews. — 736—44 J. de la Valette, The encouragement of archaeological research in the Indian States. Losch.

Berliner Museen 54 1933:
4 75—80 William Cohn, Amida-Bilder in der ostasiatischen Kunstsammlung (mit 4 Abb., Skizze der Entwicklung des Amida-Kultus und der Darst. des A., die wohl auf iranische Anregungen zurückgeht, besonders aber in Japan reiche Ausgestaltung unter Anlehnung an eine bestimmte Vorlage erfahren hat, Einreihung der 4 Berliner Bilder, von denen das eine, das den Amida hinter Wolken zeigt, von besonderer Bedeutung ist). Wr.

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië 88 1931:
4 451—60 H. H. Juynboll, Vertaling van Sarga XX van het Oudjavaansche Rāmāyaṇa. — 461—507 J. Gonda, Varia (philologische und etymologische Erklärungen mehrerer altjavanischer Textstellen und Wörter). — 508—13 R. A. Kern, Enkele aanteekeningen op G. Coedès' uitgave van de Maleische inschriften van Çrīwijaya. — 514—8 A. J. Bernet Kempers, Een Hindoe-Javaansch beeld in het British Museum. — 519—618 G. J. van Dongen, Een en ander over de Koeboes, naar aanleiding van Prof. P. P. Schebesta's publicaties over dit volk. — 619-20 Instructies en bestuursreglementen nopens het beleid der Regeering ter Kuste van Guinee. —621—7 Sylvain Lévi, Kouen Louen et Dvîpântara (dvīpāntara wird als alter Sanskrit-Name Indonesiens nachgewiesen). R. H.-G.

Bulletin de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres 1932:
114—9 A. Zajączkowski, Studja nad językiem staroosmańskim I = Studien zur altosmanischen Sprache I. Ausgewählte Abschnitte aus der altosmanischen Übersetzung von Kalila und Dimna (einem Werk von ca. 1330, Handschrift der Lālelī-Bibliothek von 1490; Bericht in deutscher Sprache: die Arbeit enthält 1. eine Zusammenstellung charakteristischer grammatischer Formen, 2. die Textausgabe von 3 Kapiteln in besonderer Transkription, 3. eine Wörterliste). R. H.

Bulletin de l'Institut d'Égypte 15 1932—1933:
235—60 P. Sbath, Le Livre des Temps d'Ibn Massawaïh, médecin chrétien célèbre decédé en 857 (Textausgabe dieser astronomisch-astrologisch-medizinischen Abhandlung über die 12 Monate nach Handschriften im Besitz des Herausgebers, besonders einer vom Jahre 843 = 1439). R. H.

I. v. W. g. — Verlag u. Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchh., Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von Aug. Pries - J. B. Hirschfeld in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Curt Kunze, Leipzig.